

Zeitschrift: Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik
Herausgeber: Verein für wirtschaftshistorische Studien
Band: 64 (1997)

Artikel: Abraham Geilinger (1820-1880), Gottlieb Geilinger (1853-1927), Eduard Geilinger (1885-1955)
Autor: Mosbacher, René
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1091174>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

pioniere

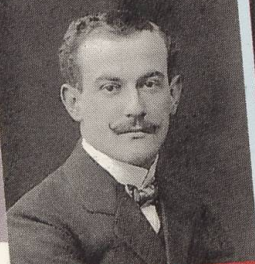
Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik



Abraham Geilinger
1820–1880



Gottlieb Geilinger
1853–1927



Eduard Geilinger
1885–1955

Drei Generationen Geilinger

Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik

- 1 Philippe Suchard (vergriffen)
- 2 J. J. Sulzer-Neuffert, H. Nestlé,
R. Stehli, C. F. Bally, J. R. Geigy
- 3 Joh. Jak. Leu
- 4 Alfred Escher
- 5 Daniel Jeanrichard
- 6 H. C. Escher, F.-L. Cailler, S. Volkart,
F. J. Bucher-Durrer (vergriffen)
- 7 G. P. Heberlein, J. C. Widmer,
D. Peter, P. E. Huber-Werdmüller, E. Sandoz
- 8 Prof. Dr. W. Wyssling, Dr. A. Wander,
H. Cornaz
- 9 J. J. Egg, D. Vonwiller (vergriffen)
- 10 H. Schmid, W. Henggeler,
J. Blumer-Egloff, R. Schwarzenbach,
A. Weidmann
- 11 J. Näf, G. Naville, L. Chevrolet, S. Blumer
- 12 M. Hipp, A. Bühler, E. v. Goumoens,
A. Klaesi
- 13 P. F. Ingold, A. Guyer-Zeller, R. Zurlinden
- 14 Dr. G. A. Hasler, G. Hasler (vergriffen)
- 15 F. J. Dietschy, I. Gröbli, Dr. G. Engi
- 16 Das Friedensabkommen in der Schweiz.
Maschinen- und Metallindustrie
Dr. E. Dübi, Dr. K. Ilg (vergriffen)
- 17 P. T. Florentini, Dr. A. Gutzwiller,
A. Dätwyler (vergriffen)
- 18 A. Bischoff, C. Geigy, B. La Roche,
J. J. Speiser
- 19 P. Usteri, H. Zoelly, K. Bretscher
- 20 Caspar Honegger
- 21 C. Cramer-Frey, E. Sulzer-Ziegler,
K. F. Gegauf
- 22 Sprüngli und Lindt
- 23 Dr. A. Kern, Dr. G. Heberlein, O. Keller
- 24 F. Hoffmann-La Roche, Dr. H. E. Gruner
- 25 A. Ganz, J. J. Keller, J. Busch
- 26 Dr. S. Orelli-Rinderknecht,
Dr. E. Züblin-Spiller
- 27 J. F. Peyer im Hof, H. T. Bäschlin
- 28 A. Zellweger, Dr. H. Blumer
- 29 Prof. Dr. H. Müller-Thurgau
- 30 Dr. M. Schiesser, Dr. E. Haefely
- 31 Maurice Troillet
- 32 Drei Schmidheiny (vergriffen)
- 33 J. Kern, A. Oehler, A. Roth
- 34 Eduard Will
- 35 Friedrich Steinfels
- 36 Prof. Dr. Otto Jaag
- 37 Franz Carl Weber (vergriffen)
- 38 Johann Ulrich Aebi
- 39 Eduard und Wilhelm Preiswerk
- 40 Johann Jakob und Salomon Sulzer
- 41 5 Schweizer Brückenbauer
- 42 Gottlieb Duttweiler
- 43 Werner Oswald
- 44 Alfred Kern und Edouard Sandoz
- 45 Johann Georg Bodmer
- 46 6 Schweizer Flugpioniere (vergriffen)
- 47 J. Furrer, J. A. Welte-Furrer, C. A. Welte
- 48 Drei Generationen Saurer
- 49 Ernst Göhner
- 50 Prof. Dr. Eduard Imhof
- 51 Jakob Heusser-Staub
- 52 Johann Sebastian Clais
- 53 Drei Schweizer Wasserbauer
- 54 Friedrich von Martini

Fortsetzung hintere Umschlagklappe

Abraham Geilinger

1820–1880

Gottlieb Geilinger

1853–1927

Eduard Geilinger

1885–1955

von René Mosbacher, Winterthur

© Copyright 1997 by Verein für wirtschaftshistorische Studien.
Alle Rechte vorbehalten.

Herausgegeben vom Verein für wirtschaftshistorische Studien,
Weidächerstrasse 66, 8706 Meilen.

Herstellung: gsd glarus satz + druck AG, 8750 Glarus.

ISBN 3-909059-12-0

Inhalt

Das Umfeld	7
Winterthur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts – Wirtschaftliche Schikanen aus Zürich – Gewerbe und Industrie starten durch – Das Handwerk zieht mit – Stand der Technik – Cort sei Dank: Stahl wird erschwinglich – Das Schlosserhandwerk: traditionell und qualitätsorientiert	
Abraham Geilinger (1820–1880)	15
Ein altes Bürgergeschlecht – Wanderschaft und Firmengründung – Ein Gemischtwarenladen – Städtischer «Blitzableiter-Visitor» – Seriös, aber ohne durchschlagenden Erfolg	
Gottlieb Geilinger (1853–1927)	25
Ausbildung und Wanderschaft – Kopfüber ins Geschäft I – Generationenkonflikt – Der Markt ändert sich – Diversifikation durch Gaskochherde – Zug-scheibenanlagen und Telefonmasten – Die Werkstatt – Neubau – Arbeiten in einer Schlosserei um die Jahrhundertwende – Löhne, Ferien, Versicherungen – Ein Patron alter Schule – Das Lehrlingspatronat – Anna Geilinger-Ehrensberger	
Eduard Geilinger (1885–1955)	41
Kopfüber ins Geschäft II – Neuer Chef, neue Produkte – Der Stahlbau wandelt sich – Der Skelettbau kommt – Brandschutz im Stahlbau – Fenster aus Metall – Türzargen – Türen und Tore für die Industrie – Weitere Diversifikation – Reparatur französischer Güterwagen – Hochspannungsmasten – Der Schritt zur modernen Stahlbauwerkstatt – Neubau in der Grütze – Väterliche Pläne – Musik im Herzen – Wirtschaft, Politik ... – ... und Journalismus – Integrationsfigur und Ästhet – Pfadfinder als Vorbild	
Die Entwicklung von 1946 bis 1995	65
Wachsen im Wirtschaftsboom – Nachwuchs im Kader – Kauf der Schweisswerk Bülach AG – Ölpreisschock, zweites Stahlbauwerk und Exporte – Promotionsgeschäfte – Ab 1988: die fünfte Generation – Werk Bülach wird geschlossen ... – ... und Yvonand modernisiert – Neue Rezession und Bereini-gung der Produktpalette – Fenster und Fassaden – Mehr Ingenieurarbeiten – Der Geilinger-Shed – Der Stahlpilz – Die Generalunternehmung – Engineer-ing wird ausgebaut – Integrales Bauen – Auch die kleinen Kunden nicht vernachlässigen – Soziale Innovationen – Betriebswirtschaftliche Weiterbildung – Das Hilfswerk – Monatslohn für Arbeiter – Beteiligungsgesellschaft – Mit-arbeiterzeitschrift – Mitsprache und Mitbestimmung	
Schlusswort	92
Chronik	93
Anhang	95
Literaturverzeichnis, Bildernachweis und Dank	



Detail aus einem Fenstergitter, das Abraham Geilinger wahrscheinlich 1865 für den Umbau des Waaghauses in Winterthur angefertigt hat

Das Umfeld

Winterthur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

1845, als Abraham Geilinger seine Schlosserei gründete, zählte Winterthur rund 5300 Einwohner. Die kleine Stadt, ja die ganze Schweiz hatte eine wilde Zeit hinter sich: Die Helvetik (1798 bis 1803), die Mediation (1803 bis 1815) und die anschliessende Restauration (1815 bis 1831) hatten das politische System kräftig hin- und hergeschüttelt.

Was war passiert? Napoleonische Truppen waren 1798 in die Schweiz einmarschiert – ohne dass die abgewirtschaftete Oligarchie dem nennenswerten Widerstand entgegenzusetzen gehabt hätte. Im Laufe der Besetzung hatten die Franzosen den lockeren Staatenbund kurzerhand in einen zentralistisch geführten Einheitsstaat umgebaut, in dem fortan gelten sollte, was die Französische Revolution gebot: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.

Den Einwohnern von Winterthur brachte dieser Umsturz Vor- und Nachteile: Auf der einen Seite gewannen die Bürger mehr Einfluss auf die Regierung und die Behörden, Untertanenverhältnisse wurden abgeschafft, und die Stadt ihrerseits erlangte endlich die ersehnte Unabhängigkeit von der Hauptstadt Zürich. Auf der anderen Seite jedoch verlor die Munizipalstadt Winterthur ihre Untertanengebiete und ihre bis anhin weitgehende Autonomie in der Finanzverwaltung und der Rechtsprechung.

Obwohl die Zeit des Einheitsstaats (die Helvetik) nur kurz war, blieb sie doch bestimmend für die weitere Ent-

wicklung. Daran änderte auch die folgende Periode der Mediation nicht viel: Wohl wurden einige Errungenschaften des egalitären Staats wieder rückgängig gemacht – zu den alten undemokratischen Verhältnissen indes- sen führte kein Weg mehr zurück.

Wirtschaftliche Schikanen aus Zürich

Für die Wirtschaft entpuppte sich die verordnete Freiheit und Gleichheit als Chance. Seitdem Winterthur von den Österreichern Mitte des 15. Jahrhunderts an Zürich verpfändet worden war, hatten die Gnädigen Herren aus der Hauptstadt das Provinzstädtchen wirtschaftlich arg gegängelt.

Die Absicht war klar: Man wollte dem eigenen Handwerk Konkurrenz aus dem nördlichen Nachbarort ersparen. Dies nahm zuweilen groteske Formen an: So verbot Zürich im 17. Jahrhundert seinen Bürgern unter Androhung von Busse den Kauf der berühmten Winterthurer Öfen. Ohne viel Erfolg allerdings: Die Zürcher mochten nicht auf die hochwertigen Winterthurer Öfen verzichten und bezahlten die Busse.

Im 18. Jahrhundert nahm Zürich die florierende Winterthurer Textilindustrie aufs Korn. Besonders die Seidenindustrie mit ihrer hohen Wertschöpfung wurde durch allerlei Schikanen vollständig abgeblockt. Die übrige Textilindustrie wurde einer Exportsteuer unterworfen, um so die Winterthurer Exportpreise den zürcherischen anzupassen. Auch diese Massnahme zeigte wenig Wirkung: Die Winterthurer Unternehmer zahlten die

Abgaben, ohne dabei wesentliche Einbussen zu erleiden.

Gewerbe und Industrie starten durch

So ärgerlich die dauernden Übergriffe aus Zürich auch waren, sie spornten die Unternehmer letztlich zu einer kreativen und beweglichen Nischenpolitik mit hochwertigen Produkten an. Als nun Anfang des letzten Jahrhunderts die Vorrechte von Zürich endlich wegfielen und Handel und Gewerbe liberalisiert wurden, war das örtliche Gewerbe gut gerüstet, um sich dem schärferen Wettbewerb zu stellen. Ja, beinahe sieht es so aus, als hätten sich die lange angestauten unternehmerischen Kräfte in und um Winterthur nun ungestüm zu entfalten begonnen. Dazu nur einige Beispiele: 1802 gründeten von Clais, Sulzer und Ziegler zusammen mit Haggenmacher in der Hard bei Wülflingen die erste vollmechanische Spinnerei der Schweiz mit 800 Spindeln. 1812 folgte J. J. Rieter & Co. mit der Spinnerei am Wildbach, die gar 4000 Spindeln betrieb. 1817 entstand die Spinnerei Beugger in Wülflingen, 1834 gründeten Johann Jakob und Salomon Sulzer ihre Giesserei an der Zürcherstrasse. Johannes Sträuli stellte ab 1831 Kerzen und später Seife her, und 1843 entstand mit der Brauerei Haldenberg die Vorläuferin der späteren Brauerei Haldengut.

Auch in der weiteren Umgebung von Winterthur wurden emsig Fabriken gegründet. Besonders das Tösstal mit seiner aufstrebenden Textilindustrie war dazumal eine führende Region in Sachen Industrialisierung.

Das Handwerk zieht mit

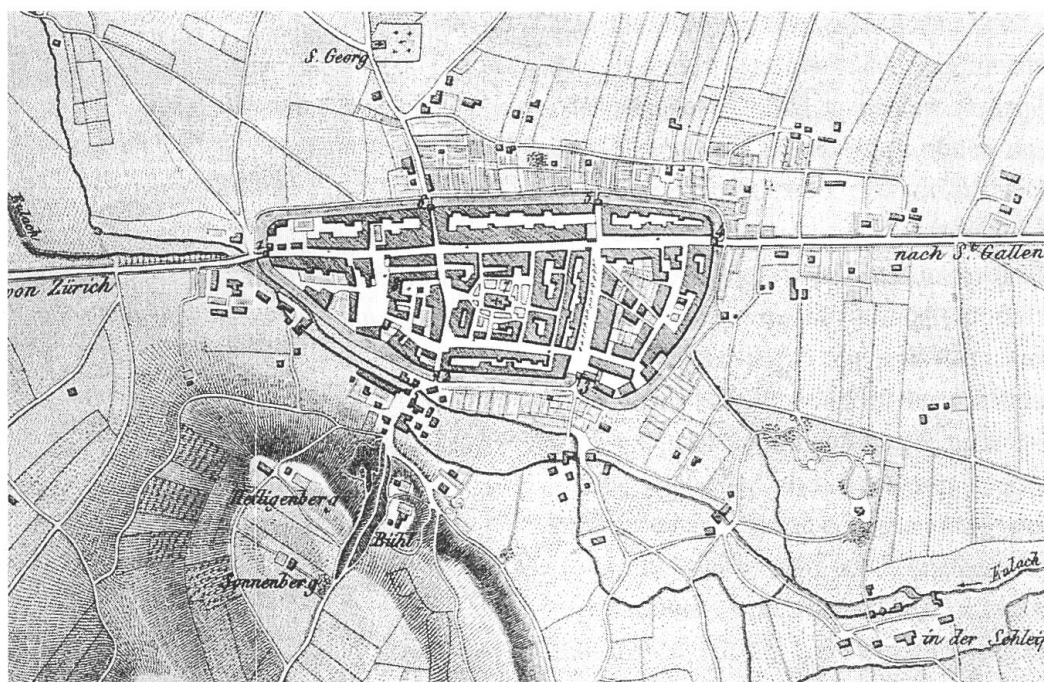
Im Gefolge von Industrie und Gewerbe dürften auch die freien Handwerker vom Pioniergeist in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts profitiert

haben. 1832 sollen in Winterthur 21 verschiedene handwerkliche Berufe ausgeübt worden sein. Um 1850 verlegte sich das Zentrum der unternehmerischen Tätigkeit jedoch in Richtung Handel und Metallindustrie. Mit der fortschreitenden Mechanisierung und Industrialisierung scheint bereits gegen Mitte des Jahrhunderts die Zahl der Handwerksbetriebe langsam abgenommen zu haben. Während 1832 beispielsweise noch 34 Schuhmacher, 25 Schneider, 15 Küfermeister und 11 Gerber aufgeführt waren, erwähnt der Stadtchronist Johann Conrad Troll in seiner achteiligen «Geschichte der Stadt Winterthur» für 1850 noch 23 Schuhmacher, 15 Schneider, 10 Küfermeister und 18 Gerber.

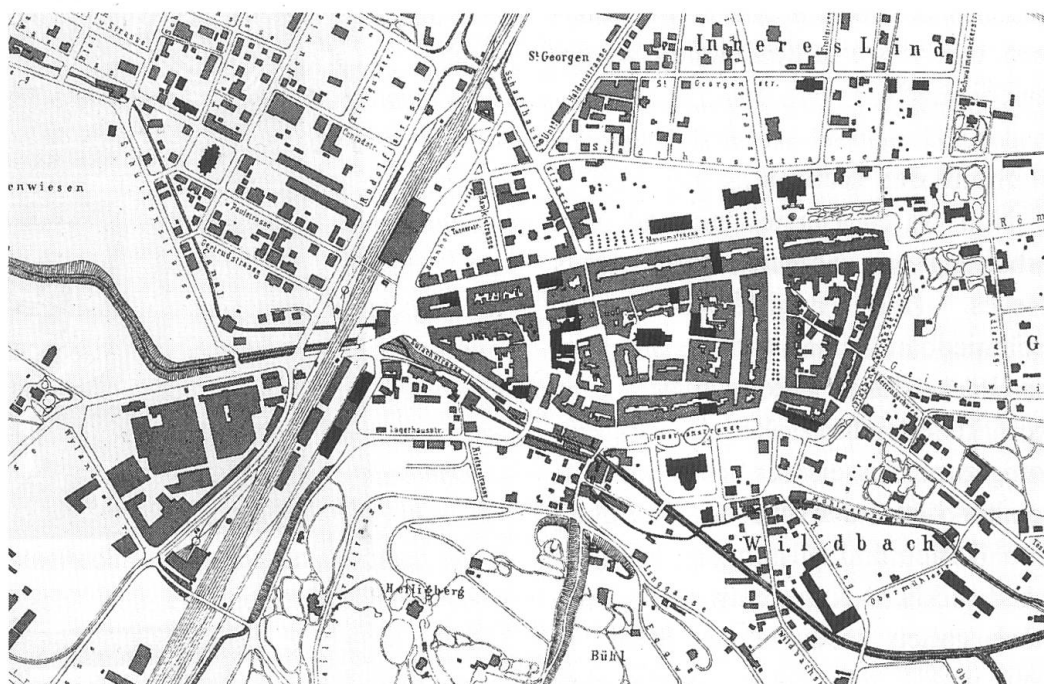
Nicht alle Branchen des Handwerks wurden aber von Industrie und Gewerbe bedrängt. Besonders das baunahe Handwerk profitierte nicht nur von Aufträgen der wachsenden Industrie, sondern auch vom allgemeinen Bauboom um die Mitte des Jahrhunderts. Ausgelöst wurde dies durch die enorme Stadtentwicklung nach dem Abbruch der Winterthurer Wehranlagen. Stadtarchivar Alfred Bütikofer beschreibt es in seinem Buch «Bauen in Winterthur» folgendermassen: «Die Schleifung der Befestigung (der nördlichen und südöstlichen Tore) und Verschüttung der Gräben (1836 bis 1839) diente hier nicht nur zur besseren Nutzung der Hinterhäuser an der alten Stadtmauer und zur Erstellung breiter Strassen; vielmehr wurde eine grosszügige grüne Ringzone geschaffen, in der in den nächsten Jahrzehnten ein Kranz repräsentativer öffentlicher Bauten entstand.»

In der Tat investierte die Stadt kräftig: Es begann mit dem Bau der Knabenschule an der Stadthausstrasse (1838 bis 1841); dann folgten etwa die Mädchenschule (1849 bis 1852), die Bauten für den Anschluss ans Bahn-

Winterthur um 1838.
Die Altstadt ist noch
kompakt von ihren
Wehranlagen umschlos-
sen.



Derselbe Ausschnitt
1886. Die Tore sind ge-
schleift, die Wehrgräben
aufgeschüttet, und die
Stadt wächst in ihr Um-
feld hinein.



netz (1853 bis 1857) und schliesslich, als architektonischer Höhepunkt, das Stadthaus von Gottfried Semper (1865 bis 1869).

Was unsere Sache betrifft: Den Schlossern schien das neue wirtschaftliche Klima ausgezeichnet zu bekommen. So finden wir wiederum bei Troll für 1832 zehn Schlosser und für 1850 neunzehn. Die Zahlen sind allerdings etwas unsicher: Zum einen geht aus den Unterlagen nicht hervor, ob nur Schlossermeister mit eigener Werkstatt oder auch Gesellen mit-

gezählt wurden; zum andren ist nicht bekannt, ob alle aufgeführten Berufsleute auch ihren erlernten Beruf ausübten und wenn ja, ob in Winterthur oder auswärts.

So oder so – wo dermassen viel gebaut wurde, gab es für tüchtige Schlosser genügend Arbeit. Dies um so mehr, als Mitte des letzten Jahrhunderts ein regelrechter Run auf Eisen als Werkstoff stattgefunden hatte. «Wer das Eisen zu handhaben weiss, vermag auch des Goldes Meister zu werden», schrieb Stadtchronist Troll

1848, einen alten Handwerkerspruch zitierend. Und weiter: «Dieser alte Spruch verheisst den Eisenarbeitern (zu denen auch die Schlosser zählten. Der Verfasser) eine reiche Zukunft. Und wirklich sind sie des Brodes und Goldes sicher. Denn sie bearbeiten die Hauptsubstanz unserer Zeit, das – Eisen. In Eisen hat sich seit kurzem so vieles verwandelt, und was diese Verwandlung noch nicht bestanden, dem steht sie bevor. Schon haben wir Medizin von Eisen, Schiffe von Eisen, Wege von Eisen, Tuchnadeln, Galanteriewaaren, Tische und Stühle von Eisen, Herzen und ganze Menschen von Eisen (sic!), sogar Häuser und Kirche von Eisen (...) Wer will leugnen, dass das eiserne Zeitalter wieder erschienen?»

Stand der Technik

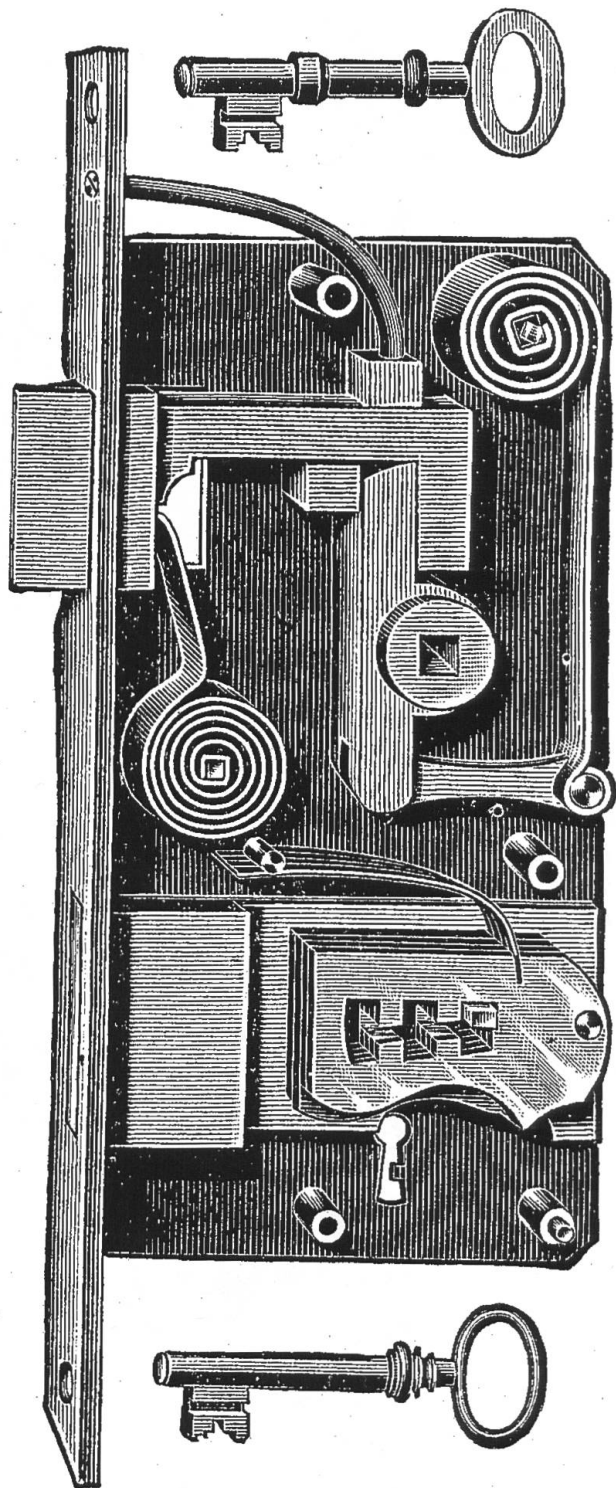
Nun waren Herstellung und Verarbeitung von Schmiedeeisen nichts Neues. (Zur Begriffsbestimmung: Schmiedbares Eisen wird als Stahl bezeichnet – das ist historisch nicht ganz korrekt, erleichtert aber die Abgrenzung zum Gusseisen.) Schon im Mittelalter hatte sich mit der Fertigung von Waffen und Rüstungen eine hohe handwerkliche Kunst entwickelt. Dennoch galten Produkte aus Stahl bis weit ins 18. Jahrhundert hinein eher als Luxusobjekte denn als Gebrauchsgüter. Was war also der Grund für den späten Durchbruch dieses Werkstoffs? Es war vor allem der hohe Preis des Metalls, der dessen breiten Einsatz bisher verhindert hatte.

Teuer war Stahl vor allem wegen des hohen Energiebedarfs bei seiner Herstellung. Sowohl beim Verhütten des Erzes als auch beim weiteren Reinigen und Verarbeiten verbrauchten die traditionellen Verfahren Unmengen an Holzkohle – ein für damalige Verhältnisse sehr hochwertiger Brennstoff. Mit anderen Worten: Stahl

konnte nur dort hergestellt werden, wo es grosse Wälder gab.

Holzkohle war im Vergleich zur Steinkohle knapp und teuer. Preistreibend wirkte die immense Nachfrage nach Holz: Es war ja nicht nur ein begehrtes Baumaterial, sondern gleichzeitig das übliche Brennmaterial im Haushalt und – zusammen mit Wasserkraft – die wichtigste Energiequelle der aufkommenden Industrie. Unter diesen Umständen waren die Wälder schnell abgeholzt – mit entsprechend

Stand der Technik um die Mitte des 19. Jahrhunderts: das Chubb-schloss. Es galt als besonders sicher, da sich im Gegensatz zu älteren Schlössern keine Schlüsselfälschungen mit Hilfe eines Wachsabdrucks herstellen liessen. An solchen Schlössern konnten Schlosser noch verdienen – die einfachen wurden längst in Fabriken hergestellt.



negativen Folgen für die örtliche Wirtschaft und die Natur.

Auch in der Schweiz kennen wir das: Bereits Anfang des 19. Jahrhunderts waren die Wälder im Emmental und im Zürcher Tösstal so übernutzt, dass sie ihre Funktion als Hochwasserschutz nicht mehr wahrnehmen konnten. Die dauernden Überschwemmungen führten schliesslich Mitte des Jahrhunderts zum ersten schweizerischen Forstgesetz.

Cort sei Dank: Stahl wird erschwinglich

Dem Engländer Henry Cort war es zu verdanken, dass Stahl- und Holz(kohle)angebot gegen Ende des 18. Jahrhunderts weitgehend entkoppelt wurden. Durch sein neues Reinigungsverfahren, das sogenannte Puddeling, liess sich mit viel weniger Energie aus Roheisen Stahl gewinnen. Und dies war insofern zentral, als Roheisen für die Herstellung jeglicher hochwertiger Produkte völlig ungeeignet ist; Verunreinigungen, teils vom Erz, teils vom Hochofenprozess herrührend, verleihen ihm eine uneinheitliche Struktur und schlechte werkstofftechnische Eigenschaften. Erst nach weitgehendem Entfernen von Begleitstoffen wie Schwefel, Phosphor, Kohlenstoff und Schlacke erhält man den mechanisch beanspruchbaren und verarbeitbaren Stahl.

Bis zur Entwicklung von Cort wurde Stahl gewonnen, indem Roheisen auf Herden oder in Tiegeln geschmolzen und Stunden bis Tage bei etwa 1200° C gehalten wurde. Unter diesen Bedingungen reagierten Schwefel, Phosphor und Kohlenstoff mit der Schlacke und entwichen als gasförmige Oxide – diesen Reinigungsvorgang nennt man Frischen.

Cort verbesserte das Verfahren gleich in mehrfacher Weise: Er entwickelte einen Ofen, der statt mit der

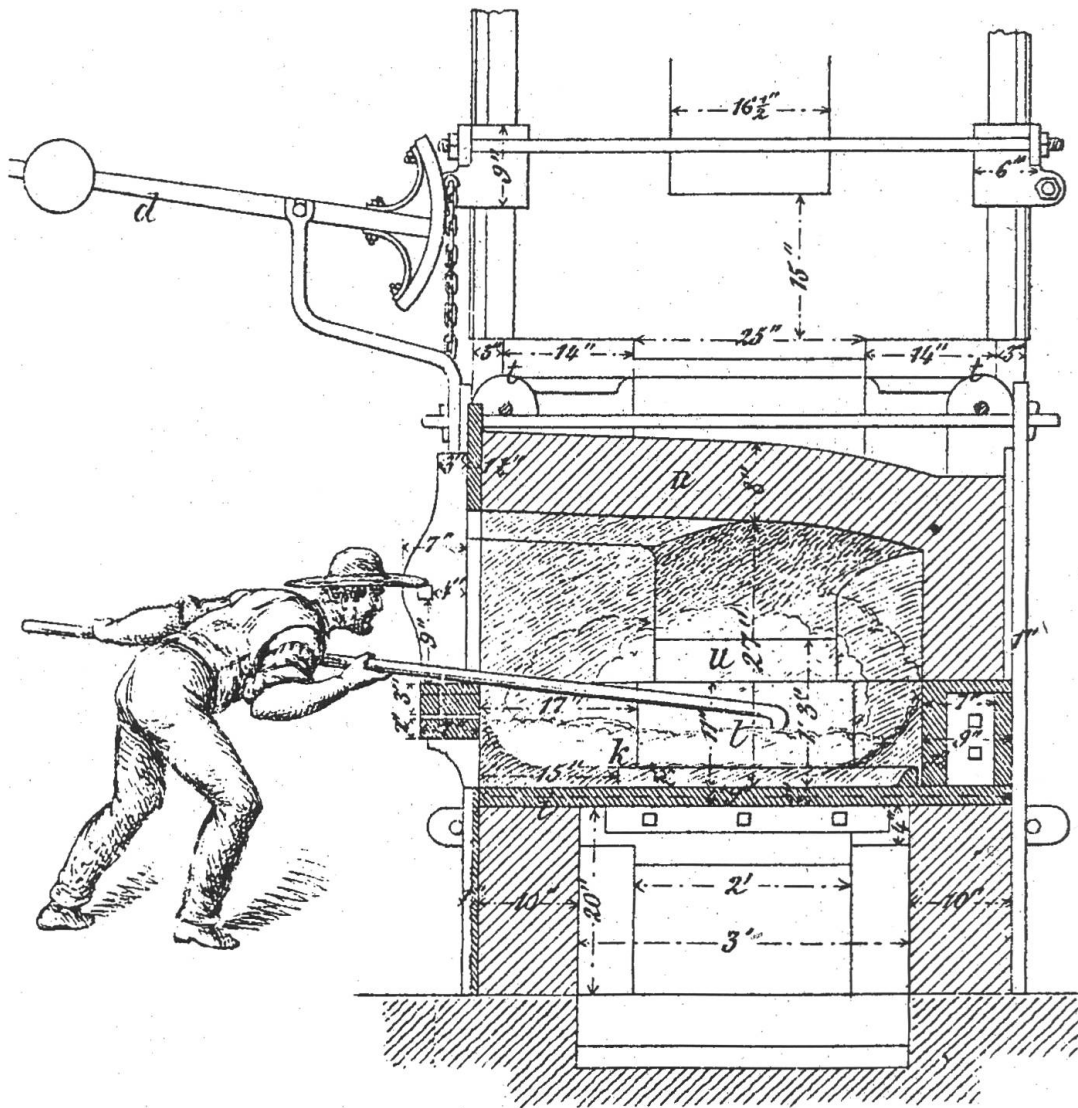
«reinen» Holzkohle mit «unreiner» Steinkohle befeuert werden konnte. Er erhöhte die Ausnützung des Brennstoffs durch entsprechende Führung des Feuers, und er beschleunigte den Vorgang, indem er für intensive Durchmischung von Schlacke und Eisenschmelze sorgte.

Man kann sich das etwa so vorstellen: Roheisen wird in der flachen Wanne des Puddelofens bis zur Zähflüssigkeit erhitzt. Dann rührt (puddelt) ein kräftiger Arbeiter die Schmelze mit speziellen Werkzeugen, um die oben schwimmende Schlacke möglichst gut in die Eisenschmelze einzuarbeiten. Während die Verunreinigungen entweichen, steigt der Schmelzpunkt des Eisens. Mit der Zeit wird die Schmelze so zäh, dass sie auf der Herdplatte zu kleinen Häufchen geformt und zu den sogenannten Luppen verknetet werden kann.

Die Luppen werden anschliessend unter dem Hammer heiss ausgeschmiedet, das heisst: flach geschlagen, gefaltet, erneut flach geschlagen und so weiter. Dabei wird die eingeschlossene Schlacke entfernt, und gleichzeitig erhält man ein Rohblech.

Den Erfolg des Verfahrens können wir an der Nachfrage nach Puddelstahl und damit an der Zahl der Produktionsanlagen abschätzen: 1810 wurden in England 94 Puddelöfen betrieben, 1860 waren es 3600 und 1873 schon 7263. Erst gegen Anfang des 20. Jahrhunderts wurde das Puddeln von neueren Methoden wie dem Bessemer-Verfahren abgelöst.

Parallel zu den Fortschritten beim Frischen verlief die Entwicklung im Maschinenbau: Mit der Erfindung der Dampfmaschine durch James Watt (1776) wurde der Maschineneinsatz im Bergbau, in der Herstellung und der Verarbeitung von Stahl möglich. Durch den Bau leistungsfähiger dampfbetriebener Walzwerke fiel das



Ein Puddler beim Arbeiten mit dem Rührhaken um 1870. Durch das fortwährende Vermischen von Schlacke und geschmolzenem Roheisen wurden Verunreinigungen und überschüssiger Kohlenstoff aus dem Roheisen entfernt.
(Quelle: R. Oldenbourg Verlag, München)

mühevoller Ausschmieden von Hand weg. Der Rohstahl liess sich billig zu Blechen, L-, T- oder I-Profilen verarbeiten; zudem verbesserte das maschinelle Walzen nochmals die Materialeigenschaften.

Die bessere Qualität und der tiefe Preis liessen Stahl in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts nach und nach zum konkurrenzfähigen Material im Bau werden. Dort machte er seinem nächsten Verwandten, dem Gusseisen, vermehrt Konkurrenz: War die erste eiserne Brücke von England (1778) noch vollständig aus Gussteilen zusammengesetzt, trat bald Stahl in den Vordergrund. Günstig auf den Einsatz (und Absatz) von Stahl wirkte der in der ersten Hälfte des

19. Jahrhunderts überall einsetzende Eisenbahnbau; die dazu erforderlichen Brücken und Bahnhofshallen liessen den Bedarf sprunghaft steigen.

Das Schlosserhandwerk – traditionell und qualitätsorientiert

Mit dem Puddelstahl stand den «Metallarbeitern» also gegen Mitte des 19. Jahrhunderts ein zunehmend günstigeres Rohmaterial zur Verfügung. Dies musste sich früher oder später auf Preise, Sortiment und Nachfrage auswirken. Wie war es aber um das Schlosserhandwerk im speziellen bestellt? Die Gewerbetreibenden bildeten damals den eigentlichen Mittelstand der Gesellschaft. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren die

alten, zünftlerischen Gepflogenheiten noch weitgehend intakt. Im Mittelpunkt der wirtschaftlichen Tätigkeit stand noch immer der Mensch. «Erwerb und Reichtum dienen lediglich dazu, Lebenswerte zu schaffen und zu erhalten», schrieb Paul Witzig in seiner Dissertation zur Wirtschaftsgeschichte der Stadt Winterthur über den damaligen Geist.

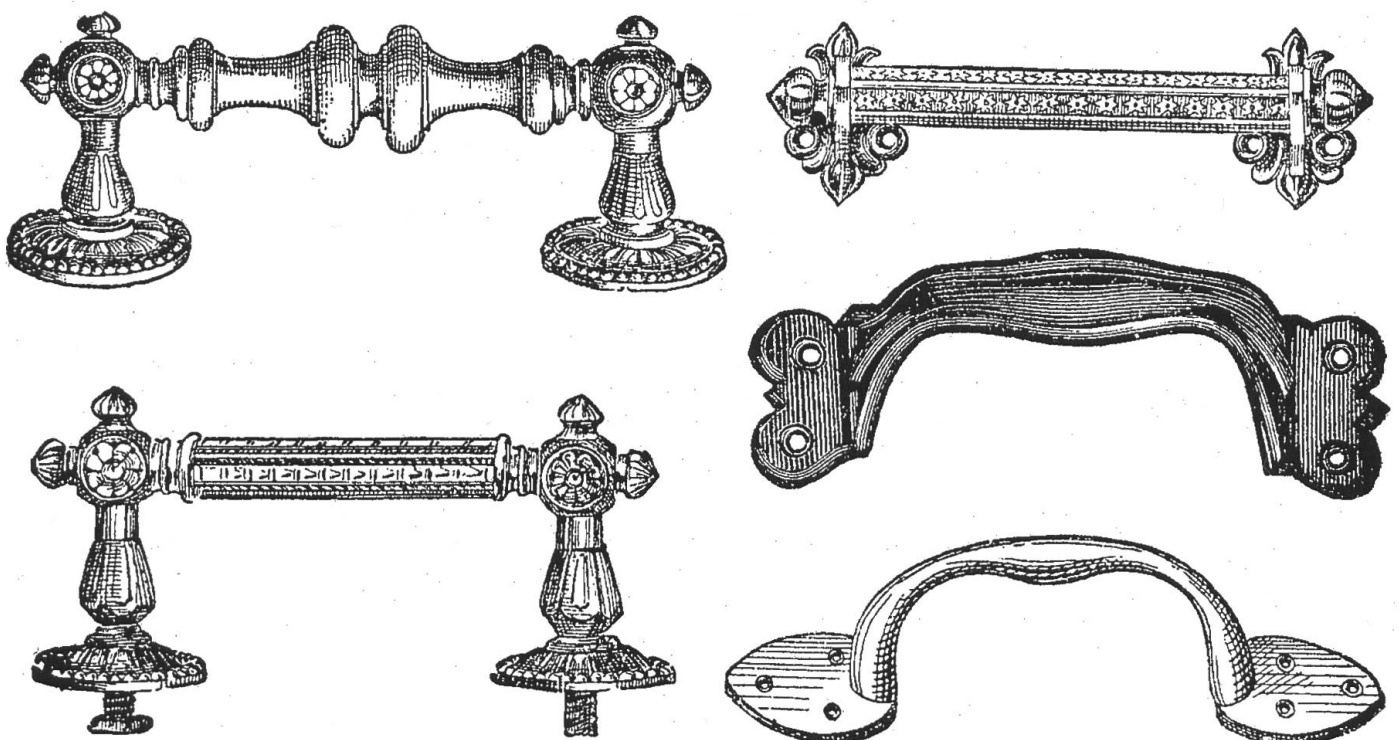
Die Technik befand sich gerade im Umbruch: Hatte das Handwerk seit dem Mittelalter noch überwiegend von Erfahrungen und Know-how gelebt, so fing es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts an, sich nach wissenschaftlichen Grundlagen auszurichten. Die Technik war nicht mehr «empirisch-traditionalistisch» und noch nicht «wissenschaftlich-rationalistisch», sondern «empirisch-rationalistisch», wie es Paul Witzig ausdrückte. Es galten noch die alten Ver-

fahren, die seit urdenklichen Zeiten vom Vater auf den Sohn vererbt wurden, aber die Verfahren hatten eine aussergewöhnliche Vervollkommnung erfahren.

Die Produktion im Handwerk war noch weitgehend manuell – im Gegensatz etwa zur Textilindustrie, die bereits die Wasserkraft intensiv zu nutzen verstand. Es wurden auch noch kaum Dampfmaschinen betrieben.

Hinsichtlich der Produkte waren Schlossereien bereits stark diversifiziert – Schlösser waren jedenfalls längst nicht mehr ihr Hauptprodukt. Die Kunstschlosserei war zu einer einträglichen Branche geworden, zumal in einer Zeit, die durch intensive öffentliche Bautätigkeit auffällt. Aber auch Beschläge und Artikel wie Sensen, Hämmer, Glätteisen, Eisenpfannen, Waagen, Blitzableiter waren im Sortiment der Schlosser zu finden.

Wo viel gebaut wurde, brauchte es Beschläge. Hier eine Auswahl an Griffen und Bügeln. «Infolge der Aufgabe, zu zieren, werden die Formen dieser Beschläge gewählt und schöner gemacht, so dass dieselben vielfach in das Gebiet der Kunstschlosserei hinüberreichen», lehrt uns Julius Koch in seiner «Technologie des Schlosserns» 1898.



Das Haus «Zum
Königstor», in dem
Abraham Geilinger
seine Schlosserei
eröffnete.

Links das «Graue
Haus», das später dazugekauft wurde; rechts
das Gasthaus «Zum
Rössli»; koloriertes
Schwarzweissfoto,
wahrscheinlich um 1945



Abraham Geilinger (1820 – 1880)

Ein altes Bürgergeschlecht

Der Zeitpunkt, Mitte des letzten Jahrhunderts in Winterthur eine Schlosserei zu eröffnen, war also alles in allem gut gewählt. Abraham Geilinger, der Firmengründer, war im damaligen Winterthurer Vorort Wülflingen und später in der Stadt selbst aufgewachsen. Sein Vater Heinrich Geilinger (1793 bis 1868) war gelernter Schneider – damals ein Armeleuteberuf. Seit etwa 1830 verdiente er sein Geld als Bauakkordant für die Stadt Winterthur. Mutter Karoline war eine geborene Scheibli und stammte aus Arlesheim.

Die Geilinger gehören zum Dutzend der ältesten Bürgergeschlechter in der Stadt. Ein inzwischen im Mannesstamm ausgestorbener Zweig der Familie war im 18. und 19. Jahrhundert im Grosshandel und in der Textilfabrikation erfolgreich und hatte einigen politischen Einfluss. Zu den berühmteren Exponenten dieses Zweigs gehörten der ehemalige Stadtpräsident

und Nationalrat Rudolf Geilinger (1848 bis 1911) und der Dichter Max Geilinger (1889 bis 1948). Die Linie Abraham Geilingers war weit weniger illustert – viele Metzger tauchen im Stammbaum auf, ein Arzt, ein Handelsmann und ein Schneider – eben: Abrahams Vater.

Ihren Namen leiten die Winterthurer Geilinger vom Weiler Geilikon ab, der zwischen dem heutigen Stadtteil Töss und Kemptthal gelegen hatte. Geilikon wiederum kommt vom althochdeutschen Geilingchova – dem Wohnort der Sippe des Geilo (oder Gailo). Geilo schliesslich bedeutet: der Mutwillige, der Unternehmungslustige.

Zurück zum Firmengründer: Heinrich Geilingers Familie lebte in recht bescheidenen Verhältnissen, doch arm war sie nicht. Immerhin wird Heinrich Geilinger 1842 als Besitzer eines Hauses «im Elend» aufgeführt – vermutlich das Gebäude, in dem Abraham seine erste Werkstatt einrichtete. Ausserdem konnte die Familie es sich leisten, Abraham in die Lehre zu Schlossermeister Forrer «vor dem Steigtor» in Winterthur zu schicken. Das war nicht selbstverständlich in Zeiten, als man noch Lehrgeld zu zahlen hatte.

Wanderschaft und Firmen- gründung

Nach dem Abschluss seiner Ausbildung ging Abraham, wie damals üblich, für einige Jahre auf die Walz. In seinem Wanderbuch – der Reisepass des damaligen Handwerkers – finden wir zwischen 1840 und 1845 Melde-Eintragungen aus Richterswil,

*Abraham Geilinger
(1820–1880)*



Stammbaum der Geilinger von Winterthur

Das Wappen der Familie Geilinger zeigt in Gold eine waagrechte schwarze Leiter mit einem grünen Dreieck darüber.



Joachim
Spitalm. Kl. Rat
–1591

Diethelm
Gerber, Gr. Rat
1565–1638

Jüngere Linien

Diethelm
Metzger
1607–1669

Hans Ulrich
Metzger
1641–1684

Diethelm
Metzger
1671–1725

Jakob
Metzger
1702–1748

Jakob
Chir. Stadtarzt
1734–1748

Heinrich
Handelsmann
1770–1845

Johann Jakob
Bäcker
1813–1879

John James
Coffee Broker
1844–1929

Arnold Edward
Ins. Assessor
1883–19..

John Edward
1927–

Heinrich
Schneider
1793–1868

Abraham
Schlossermeister
1820–1880

Gottlieb Georg
Schlossermeister
1853–1927

Jakob Eduard
Ingenieur
1885–1955

Eduard 1912–1973
Werner 1913–
Robert 1915–
Peter 1918–
Ulrich 1922–

Bülacher Linien

Johannes
Metzger Bülach
1715–1747

Jakob
Bäcker Bülach
1738–1795

Hans Ulrich
Stadtschreiber Bülach
1767–1811

Friedrich
Landwirt Bülach
1834–1908

Hermann Friedrich
Senn Kanton ZH
1861–1923

Victor Hermann
Küfermeister ZH
1893–1943

Hermann
FD Techniker ZH
1921–

Irene Beatrix
Dr. dipl. LM. Ing.
1953–

Johannes
Schneider Bülach
1760–1837

Johannes
Gemeindeammann Bül.
1791–1862

Johannes
Staatskanzlist ZH
1817–1888

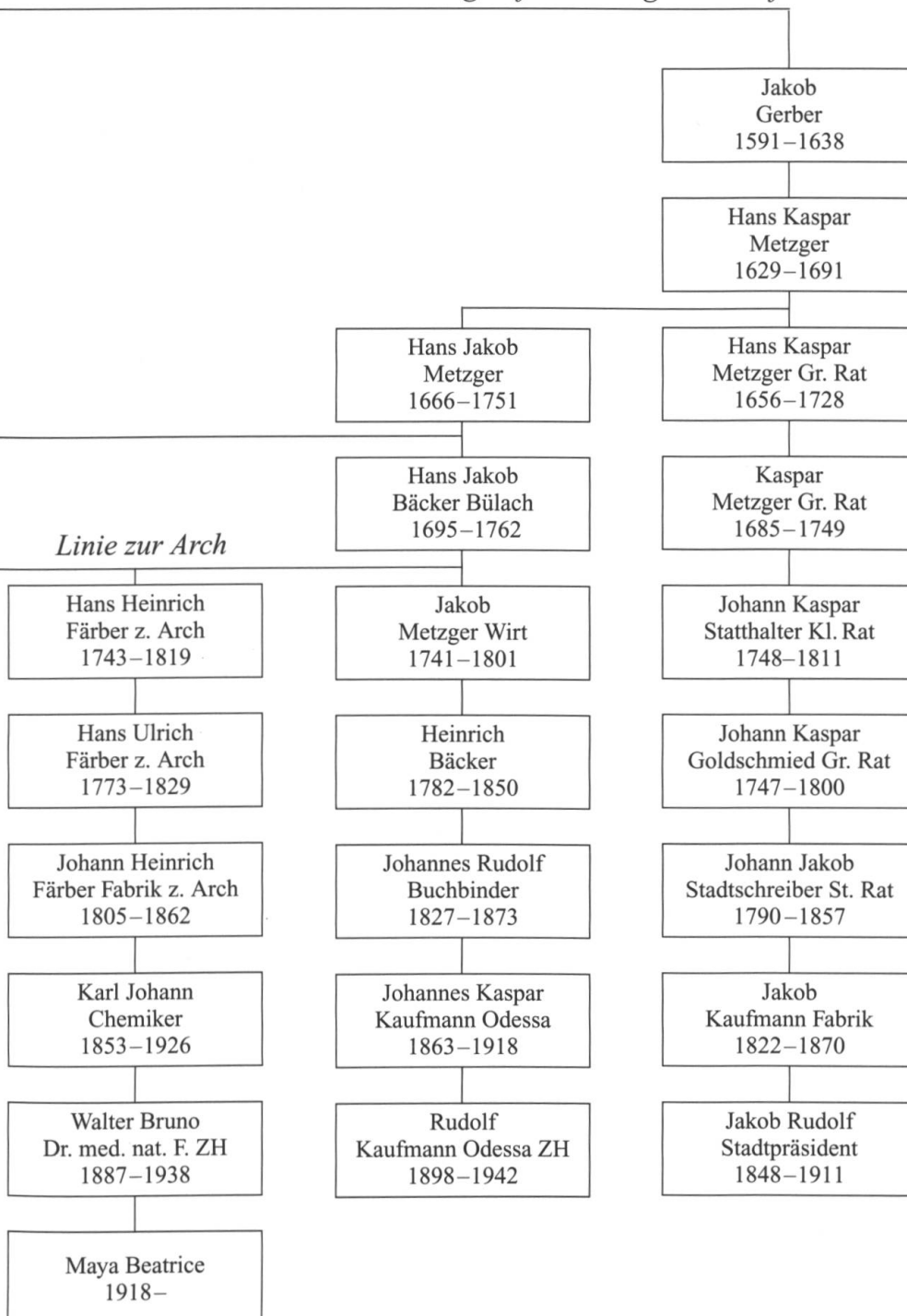
Eugen Johannes
Kaufmann ZH
1849–1929

Max Walter
Dr. iur. Dichter ZH
1884–1948

Ältere Linien zum Königshof und zum grünen Hof

Während in den älteren Linien «zum Königshof» und «zum grünen Hof» prominente Familienmitglieder zu finden sind, brachte die jüngere Linie mit dem Firmengründer Abraham Geilinger vor allem Handwerker hervor.

Linie zur Arch

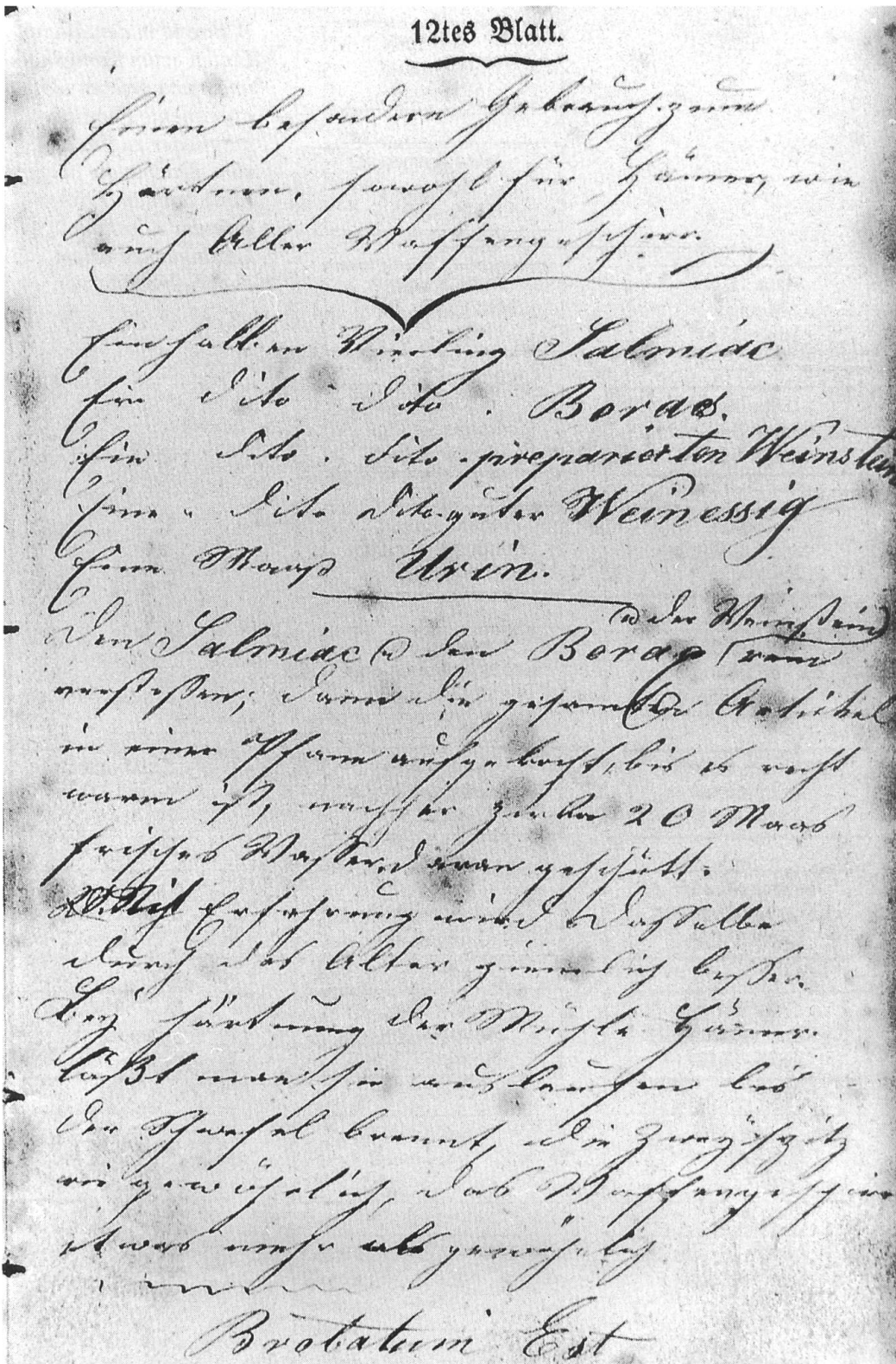


Burgdorf, Neuenburg und Lindau am Bodensee.

Was Abraham Geilinger unterwegs alles gesehen und gelernt haben mochte, entzieht sich weitgehend unserer Kenntnis. Immerhin geben seine Aufzeichnungen im Wanderbuch einige Anhaltspunkte: Wir finden dort mehrere Rezepte für die Härtung von Mühle-Hämmern, Zwei-

spitz, Waffengeschirr und ähnlichem; dann eine Methode, um (Metallguss)-Modellen eine grössere Haltbarkeit zu verleihen, ein Rezept für ein Schweisspulver und zwei Rezepte für das Verzinnen.

An seinem letzten Aufenthaltsort in Lindau scheint es dem jungen Mann gut gefallen zu haben, denn er blieb fast drei Jahre bei Schlossermeister



Eine Seite aus Abraham Geilingers Wanderbuch: «Einen besondern Gebrauch zum Härten, sowohl für Hämmer, wie auch aller Waffengeschirr.

Ein halben Vierling Salmiac.

Ein dito dito Borax.

Ein dito dito preparierten Weinstein.

Ein dito dito guter Weinessig.

Ein Maass Urin.

Den Salmiac und den Borax und den Weinstein rein verstossen, dann die gesamten Artikel in einer Pflanze aufgekocht, bis es recht warm ist, nachher zirka 20 Maass frisches Wasser daran geschütt. Mit Erfahrung wird dasselbe durch das Alter ziemlich besser. Bei Härtung der Mühle-Hämmer lässt man sie anlaufen bis der Schwefel brennt, die Zweispitz wie gewöhnlich, das Waffengeschirr etwas mehr als gewöhnlich. Brotatum Est»

Johannes Hosch. In dem kleinen Städtchen am Bodensee lernte er auch Euphrosina Madlener kennen, die er dort am 28. Juli 1845 heiratete – kurz vor seiner Rückreise nach Winterthur.

Irgendwann nach seiner Heimkehr im Spätsommer oder Herbst 1845 muss Abraham Geilinger im «Königstör» neben dem Restaurant «Rössli» an der Eulachstrasse (heute: Technikumstrasse) seine Schlosserei eingerichtet haben. Das Haus gehörte seinem Vater, der ihm das Erdgeschoss zur Verfügung stellte. Eine Eröffnungsanzeige in der Winterthurer Presse konnte nicht gefunden werden. Das erste «Lebenszeichen» des frischgebackenen Unternehmers finden wir im «Winterthurer Wochenblatt» vom 23. Dezember 1845:

«Da Unterzeichneter schon eine geraume Zeit etablirt und eingerichtet ist, recommandirt er sich auf's höflichste zu Stadt und Land, und dankt besonders denen, die mich schon mit ihrem Zutrauen beehrten. Ich zeige zugleich an, dass ich von jeder Kraft Brückenwagen (Decimal) mit Garantie verfertige, und ich mir überhaupt das gütige Zutrauen zu erwerben trachte. Auch sind bei mir zwei Glättöfen zum Ausleihen bereit. Abraham Geilinger, Schlossermeister in der Niedergass.»

Dies kollidiert nun mit der bisherigen Auffassung der Firmeninhaber, die Schlosserei sei erst 1846 gegründet worden. Wie es zu diesem Irrtum kam, lässt sich nicht mehr nachvollziehen – Gründe dafür gäbe es jedoch mehrere. Wahrscheinlich hängt es damit zusammen, dass Abraham Geilinger erst 1846 zum ersten Mal im Winterthurer Steuerregister erscheint: «Haus Nr. 171 an der Niedergasse: Geilinger Abraham, Schlosser, 6 Batzen Steuer aus Erwerb.» Zusätzlich wurde die Recherche dadurch erschwert, dass die Informationen zu Abraham Geilinger

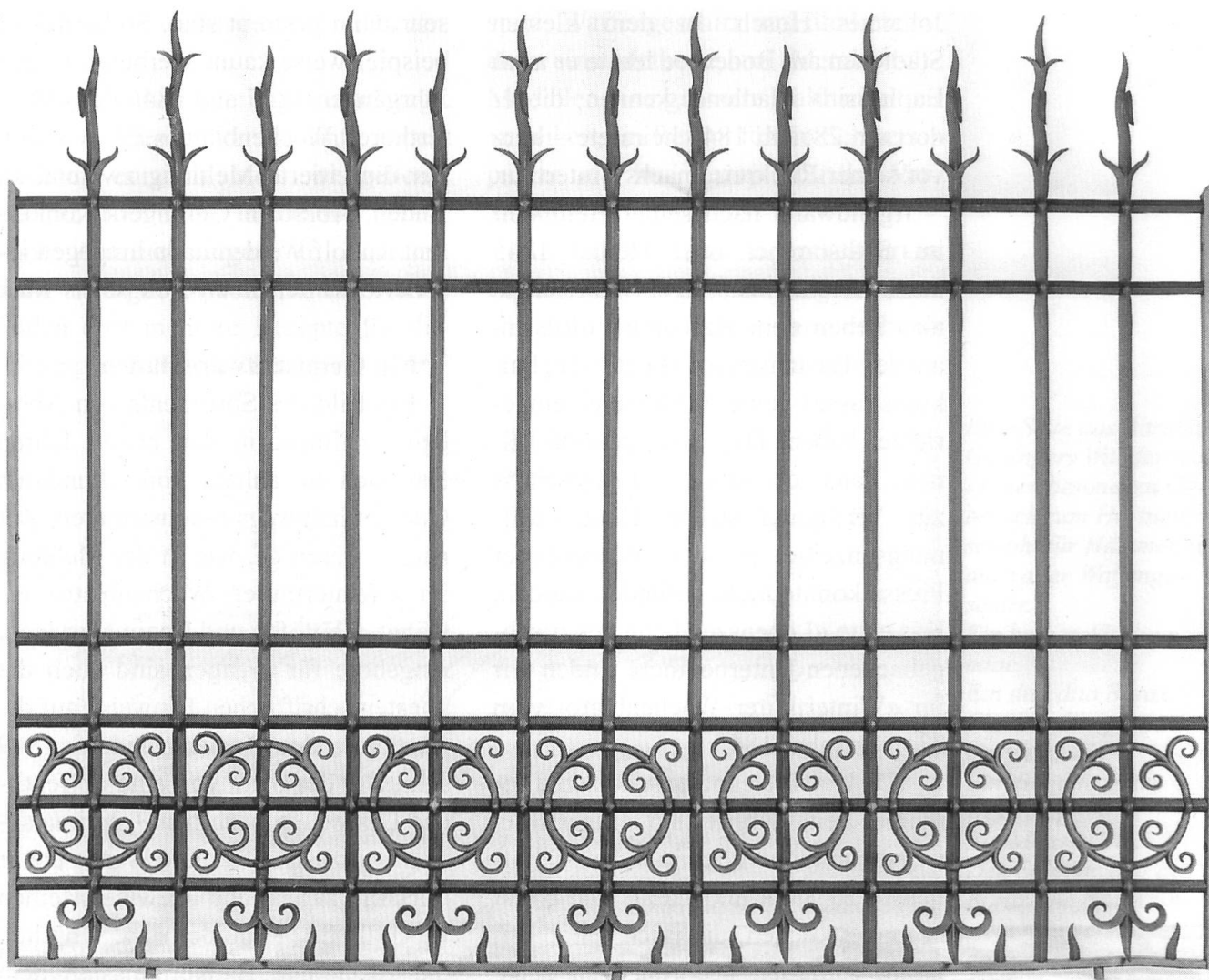
sehr dünn gestreut sind. So betrieb er beispielsweise kaum Werbung. In den Jahrgängen 1845 und 1846 des «Winterthurer Wochenblatts» ist von ihm nur die zitierte Meldung zweimal zu finden. Abraham Geilingers Konkurrent Rudolf Weidenmann hingegen inserierte in derselben Zeit sechs Mal.

Ein Gemischtwarenladen

Ein Bild des Sortiments von Abraham Geilinger in den ersten Jahren lässt sich nur anhand von sekundären Quellen halbwegs rekonstruieren. Zunächst wären da, wie in der Meldung im «Winterthurer Wochenblatt» erwähnt, Glättöfen und Dezimalwaagen. Angebote für Waagen sind auch die ältesten schriftlichen Hinweise auf die Geschäfte des Firmengründers. 1849 schlug er der Stadt vor, eine «öffentliche Lastwaage nach dem Centimalsystem» anzuschaffen. Die Waage bot er mitsamt 215 Pfund Gewichtssteinen für 1400 fl. (= Gulden) an. Obschon die zuständige Baukommission dem Stadtrat die Anschaffung empfahl, versandete das Projekt offenbar.

Über eine «Dezimal- und Tischwaage» verhandelte Abraham Geilinger 1868 mit dem Konsumverein Winterthur. Hier ist indessen nicht klar, ob sie aus eigener Produktion stammte, denn der Auftrag lautete: «Herr Geilinger, Schlosser, zu befragen und derselbe zugleich beauftragt, für den Verein wenn möglich eine solche Waage zu kaufen.»

Obwohl kaum dokumentiert, dürfen wir annehmen, dass die Bauschlosserei von Beginn an einen wesentlichen Teil des Umsatzes ausmachte. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurde von der Stadt und der Industrie emsig gebaut, was eine enorme Nachfrage nach geschmiedeten Gittern, Portalen und Geländern auslöste. Hinzu kam, dass etwa zur selben Zeit viele der grosszügigen Herrschaftshäuser für die gut



verdienenden Unternehmer erstellt wurden. Von einigen, wie beispielsweise der Villa Bühler oder dem Traubengut, nimmt man an, dass Abraham mit Schlosserarbeiten beteiligt war – belegen lässt sich dies leider nicht.

Einigermassen gesichert als frühe Arbeit von Abraham Geilinger sind nur die Fenster- und Türgitter des ehemaligen Waaghauses an der Marktgasse in Winterthur. Die Gitter wurden vermutlich vom Stadtarchitekten Wilhelm Bareiss für den Umbau von 1865 entworfen. Im Zuge einer Renovation in den 1970er Jahren wurden sie entfernt, und heute lagern sie in der Sammlung des Gewerbemuseums Winterthur.

An der zweiten allgemeinen schweizerischen Industrie- und Gewerbeausstellung in Bern 1848 war Abraham Geilinger mit einer englischen Waage,

einem «englischen Schloss für eine Doppelthüre» und einem «englischen Schloss mit bronziertem Kasten» vertreten. Für seine Schlosserarbeiten erhielt er «einfach kupferne Medaillen». «Die Schlösser von Herrn Geilinger in Winterthur waren vorzügliche Arbeit und nicht theuer», schrieb damals der «Verbreiter gemeinnütziger Kenntnisse» – dem Untertitel nach eine «Zeitschrift für Volksbildung».

Städtischer «Blitzableiter-Visitator»

Spätestens ab 1872 führte Abraham Geilinger auch Blitzableiter im Sortiment. Dies entnehmen wir einer Rechnung für «Herrn Reinhart-Sulzer». Mit Blitzableitern hatte Abraham Geilinger auch sonst viel zu tun: Im Protokoll der Polizeikommission vom 12. Juni 1866 wurde Abraham Geilinger

Einzig noch erhaltene Arbeit von Abraham Geilinger: Das Fenstergitter wurde vermutlich von Winterthurs Stadtbaumeister Karl Bareiss für die alte Kunsthalle, das ehemalige Waaghaus, entworfen und etwa 1865 von Abraham Geilinger hergestellt. Sämtliche Verbindungen sind geschmiedet. Beim letzten Umbau wurde es entfernt, heute lagert es in der Sammlung des Gewerbemuseums Winterthur.

ger erstmals als «Blitzableiter-Visitator» erwähnt. Diese Stelle muss er – den Eintragungen des Polizeiprotokolls zufolge – während vieler Jahre bekleidet haben.

Auch die Herstellung und Installation von eisernen Öfen und Kochherden schien bald zu Geilingers Spezialitäten zu gehören. Mit diesen Produkten hatte er sich gelegentlich auch administrativen Ärger eingehandelt: Im Polizeiprotokoll vom 10. Juli 1871 ist nachzulesen, dass der Winterthurer Feuerschauer auf eine Beschwerde hin beim Spezereihändler Oertli einen nicht genehmigten Kochherd im Schlafzimmer inspiziert hatte. Da «weder der Boden gepflästert noch die Wände und Decke verputzt waren» und der Rauchabzug «zu nahe am Holz vorbeigeführt» war, musste die Einrichtung wieder entfernt werden.

«Diese Feuereinrichtung hat laut erhaltener Mitteilung Herr A. Geilinger, Schlosser, ohne irgend welche Anzeige an die Feuerschau aufgestellt, weshalb derselbe gestützt auf § 55 der Verordnung betr. die Feuerschau Fr. 5.– gebüsst wird, unter Androhung weiterer Busse, wenn fragliche Einrichtung nicht binnen 8 Tagen beseitigt wird.»

1879 schliesslich, an der Gewerbeausstellung im Technikum Winterthur, bot Abraham Geilinger ein wahres Sammelsurium an Produkten an. Er zeigte «eine reichhaltige Ausstellung verschiedener Branchen, wie Wagenwinden, Waagen, Wurstmaschine, Saftpresse, Dörreinrichtung, Jauchepumpe, Kaffeeröstmaschine, Kaminventilator, sogenannten Trillhut zur Erzeugung von richtigem Zug in Kaminen. Eine gut konstruierte Ziegelpresse, eine Dezimalwaage und ein verstellbarer Tuchstab (Messstab)», schrieb der «Landbote» vom 10. August 1879.

Im Katalog eben dieser Gewerbe-

ausstellung zeigte Abraham Geilinger zusätzlich «ein Sortiment Blitzableiterspitzen sammt Verbindungen; eine Hauswaage, Decimalwaagen; ... Schmalzpresse; ... Glasthürens Schloss mit Schlagglocke; ... Formmaschiene für Hafner (construirt von J. Geilinger, Sohn)» – und, um vollständig zu sein: «ein Sortiment gestampfter und gemahlener Gewürze».

Dieses aufgeblähte Programm könnte allerdings auch als Folge des Generationswechsels interpretiert werden. Seit 1875 versuchte Sohn Gottlieb Geilinger mit eigenen Ideen und Produkten im väterlichen Betrieb Fuss zu fassen – wie wir sehen werden, nicht immer zur Freude seines Vaters.

Seriös, aber ohne durchschlagenden Erfolg

Was den geschäftlichen Erfolg von Abraham Geilinger betrifft, sind wir nur lückenhaft informiert. Aus den Steuerregistern der Stadt geht hervor, dass sich sein steuerbares Einkommen in den ersten rund dreissig Jahren einigermassen kontinuierlich von 400 auf 4000 Franken verzehnfacht hat. Sein Vermögen stieg in dieser Zeit von 0 auf 6000 Franken. Der Zuwachs lässt ein gemächliches aber stetiges Wachstum des Unternehmens vermuten – ein durchschlagender Erfolg war es indessen nicht.

Immerhin schien es Abraham Geilinger spätestens ab den 1860er Jahren so gut zu gehen, dass er Gesellen einstellen konnte. Dies entnehmen wir wiederum den Polizeiprotokollen: Ein «H. Huber von Elsau, Arbeiter bei Geilinger, Schlosser» erhielt fünf Franken Busse, da er «ungeachtet der unterm 25. November erhaltenen Bussenverfügung seine Ausweisschriften bisher nicht beigebracht hat».

Und weil Herr «Geilinger, Schlosser einen Rudolf Schellenberg von Töss ... bis heute in Condition gehal-

ten» und unterlassen hatte, «davon dem Polizeibureau Anzeige zu machen», wurde er «wegen Übertretung von § 4 des Polizeigesetzes für Handwerksgehlen (vom 15. Dezember 1844) Fr. 1 .50 gebüsst». Aus derselben Quelle wissen wir noch von einem weiteren Gesellen, der von Mitte 1868 bis Mitte 1869 angestellt war. Gottlieb Geilinger, Abrahams Sohn, erinnerte sich, dass in besten Zeiten acht bis zehn Arbeiter zu verköstigen gewesen waren.

In diesem Zusammenhang muss der Beitrag von Abrahams Frau Euphrosina gewürdigt werden. Sie war es, die für das Personal kochte, und dies erledigte sie neben ihren Aufgaben als Mutter von insgesamt 13 Kindern. Verschiedene überlieferte Äusserungen von Familienmitgliedern lassen zudem vermuten, dass sie die Übersicht über die nicht gerade üppigen Finanzen der Familie behielt.

Der mässige finanzielle Erfolg der Schlosserei dürfte indessen nicht auf handwerkliches Ungenügen von Abraham Geilinger oder gar auf mangelnden Einsatz zurückzuführen sein. In den Augen seines Sohns Gottlieb war er «ein geschickter und energischer Arbeiter, unternahm Vieles, nicht aber alles mit grossem ökonomischem Erfolg; er war zu viel zum <Pröbeln> veranlagt und so kam es, dass er nie zur richtigen Anfertigung eines Spezialartikels kam». Jedenfalls war Geld in der Familie Geilinger nicht im Überfluss vorhanden, denn «durch die fortwährende Geldknappheit», so Gottlieb Geilinger, «blieben die gegenseitigen unliebsamen Auseinandersetzungen nicht aus».

Abraham Geilinger, so scheint's, war noch ein Handwerker von altem Schrot und Korn. Ein herausragender Charakterzug dieser Menschen war, dass die Liebe zu ihrem Werk oft die kommerziellen Interessen überwog.

Die Handwerker jener Zeit, so Paul Witzig, bezogen ihr Selbstverständnis aus dem «zunftgerechten Gesellen- und Meisterstück, bei dem es ausdrücklich das überkommene Verfahren genau einzuhalten galt, die verwendete Zeit gleichgültig und bloss die Güte des Werkes ausschlaggebend war ... Der Meister lebte in seinem Werk, wie der Künstler darin lebt, und es kostete ihn jedesmal eine Überwindung, dasselbe aus der Hand zu geben».

1880, erst 60jährig, starb Abraham Geilinger nach mehrmonatiger Krankheit. Auf Bildern aus seinem letzten Lebensjahrzehnt sieht er aus, als sei er vorzeitig gealtert. Auch sein Enkel Eduard soll ihn als «abgearbeitet» beschrieben haben. Abraham Geilinger hatte sich wohl aufgerieben beim Versuch, mit seinem traditionellen Selbstverständnis als Handwerker in einer sich rasant industrialisierenden Wirtschaft mit veränderten Kundenbedürfnissen zu bestehen.



*Gottlieb Geilinger
baute für seine Schloss-
serei unweit des alten
«Königstors» an der
Ecke Technikumstrasse/
Lagerhausstrasse ein
neues Wohn- und Ge-
schäftshaus. Zeichnung:
F. Bernhard*

Gottlieb Geilinger (1853 – 1927)

Ausbildung und Wanderschaft

Dreizehn Kinder hatte Abraham Geilingers Frau Euphrosina zwischen 1847 und 1865 zur Welt gebracht – acht Mädchen und fünf Buben. Dass Gottlieb, der Fünftgeborene, das väterliche Geschäft weiterführen sollte, hatte tragische Gründe: Seine älteren Brüder Johann Heinrich und Heinrich waren mit vier und drei Jahren gestorben.

Nach der Ausbildung – im väterlichen Betrieb vermutlich – besorgte sich Gottlieb Geilinger in Zürich sein Wanderbuch, das ihm Gottfried Keller ausfertigte. Im Februar 1872, mit sechzig Franken vom Vater in der Tasche, reiste er nach München. Dort angekommen, wollte er trotz eines Empfehlungsschreibens für die Maschinenfabrik Krauss & Cie. «doch lieber in einer Bauschlosserei arbeiten». Er klopfte bei einer Werkstatt in der Sendlingerstrasse an – und erlebte seine erste Enttäuschung: «Der Meister betrachtete mich von oben bis unten und sagte dann, er habe die

Schweizer sonst gern, aber ich sei ihm zu schwächig. Ich hätte am liebsten hellauf geweint», schrieb Gottlieb in seinen Erinnerungen 1925.

So landete er doch bei Krauss & Cie. Dort arbeitete er in einer Abteilung, die Rangierloks für die Schweizerische Nordostbahn baute. Bei Krauss & Cie. lernte er unter der Obhut eines Bekannten seines Vaters, der ihn offenbar kräftig förderte. Etwa nach einem Jahr, im Frühling 1873, verliess er die Maschinenfabrik und München in Richtung Wien. Acht Tage dauerte die Reise damals – inbegriffen Zwischenhalte in Hallein zum Besichtigen der Salzbergwerke («wir rutschten auf glatten Balken von Etage zu Etage») und in Salzburg zur «Besichtigung der Stadt, der Burg mit Garnison, des Salzkammergutes etc».

In Wien traf er unerwartet schwierige Bedingungen an – es herrschte «Arbeitsstockung». Die Stadt war in erbärmlichem Zustand, aber das wusste im Ausland niemand. Um die gerade laufende Weltausstellung nicht zu gefährden, hielt die Regierung Informationen über den Ausbruch der Cholera und verschiedene Bankzusammenbrüche im Gefolge des Börsenkrachs zurück.

In der Vorstadt fand Gottlieb dann doch Arbeit für kurze Zeit. Seine Unterkunft war teuer und entpuppte sich am ersten Morgen als Massenlager: «Wie erstaunt war ich aber, als ich morgens erwachte, dass neun bis zehn Personen, teils auf dem Boden gebettet, meine Schlafgänger waren. Ein längeres Bleiben war für mich unmöglich.»

*Gottlieb Geilinger
(1853 – 1927) um 1905*



Schliesslich klappte es im nahegelegenen Kurort Baden bei Wien. Dort erhielt er bei Escher, Wyss & Co. Arbeit, die ihm zusagte. Für die Tochterfirma der Zürcher Maschinenbauer erledigte er Reparaturen und Montagen, unter anderem in der Papiertechnik. Als 1875 die Aufträge ausgingen, reiste er wieder nach Hause.

In der Zwischenzeit musste sich die Lage im väterlichen Geschäft dramatisch verschlechtert haben. Besonders die Finanzen schienen derart Sorge zu bereiten, dass Gottlieb auf Bitten seiner Mutter hin den geplanten Welschland-Aufenthalt bleiben liess und dem Vater half.

Kopfüber ins Geschäft I

Die Zeiten waren härter geworden: Die sogenannte Gründerkrise drückte auf Europas Wirtschaft. Entstanden war dieser wirtschaftliche Bruch in der Folge des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870/71. In Deutschland lösten die hohen Reparationszahlungen, die Frankreich in kürzester Zeit zu leisten hatte, ein überbordendes Wirtschaftswachstum aus. Die Folgen waren zu hohe Investitionen, Spekulationen und, da dem Wachstum die langfristige Grundlage fehlte, Kapitalverluste und der Zusammenbruch von Produktion und Nachfrage. Schliesslich mussten Deutschland 1878 und Frankreich 1882 hohe Zölle auf importierte Waren erheben, um die eigene Wirtschaft zu schützen. Die Schweiz – schon damals stark im Export – traf das empfindlich.

Winterthur als Wirtschaftsstandort wurde in dieser Zeit noch zusätzlich gebeutelt: Die Stadt geriet, infolge ihrer hohen Investitionen in das glücklose Nationalbahnprojekt, an den Rand des Konkurses. Ende der 1870er und Anfang der 1880er Jahre mussten die Beteiligungen mit grossem Verlust liquidiert werden. Die daraus entstan-

dene finanzielle Belastung hatte zur Folge, dass die Passivzinsen noch bis 1880 höher waren als die gesamten Steuereinnahmen der Stadt.

Auch zehn Jahre nach der Liquidation der Nationalbahn wirkte die Krise noch nach. Damals frassen die Passivzinsen noch immer 90 Prozent der Steuereinnahmen auf. Die wirtschaftliche Malaise war unterdessen noch durch den Zusammenbruch der in Winterthur 1863 gegründeten Schweizerischen Lloyd-Versicherungsanstalt verschlimmert worden. In Zeiten solcher Finanznot waren grössere Investitionen der Stadt undenkbar. Darunter litt natürlich auch das Handwerk, das wahrscheinlich im Bauboom der 1850er, 60er und 70er Jahre etwas Speck angesetzt hatte.

Generationenkonflikt

Doch kehren wir zurück zur Geilingerschen Schlosserei. Als Gottlieb im väterlichen Geschäft nach und nach das Zepter übernahm, musste er sich das Vertrauen des Vaters erst einmal mühsam erwerben. Zwischen den beiden dürften vom technischen und unternehmerischen Standpunkt her grosse Unterschiede bestanden haben. Auf der einen Seite stand der Vater als traditioneller Handwerker mit konservativem Geschäftsgebaren; auf der anderen Seite der Sohn, wohl traditionell ausgebildet, aber bereits in die rationaleren Produktions- und Geschäftspraktiken der deutschen Maschinenindustrie eingeweiht. Der Vater hatte erwartet, den Sohn nach der Walz als versierten Handwerker in den Betrieb integrieren zu können, doch nun kam ihm dieser mit lauter so «neumodischen» Ideen. Zum Beispiel bestand er darauf, den Betrieb zu mechanisieren: «Ich erklärte dann meinem Vater, dass durch blosses Handarbeiten kein Vorwärtskommen möglich sei», erinnerte sich Gottlieb später.



Kunstschlosserei war zu Gottlieb Geilingers Zeit noch ein wichtiger Zweig. Ausstellungsobjekt für die Zürcherische Gewerbeausstellung 1903

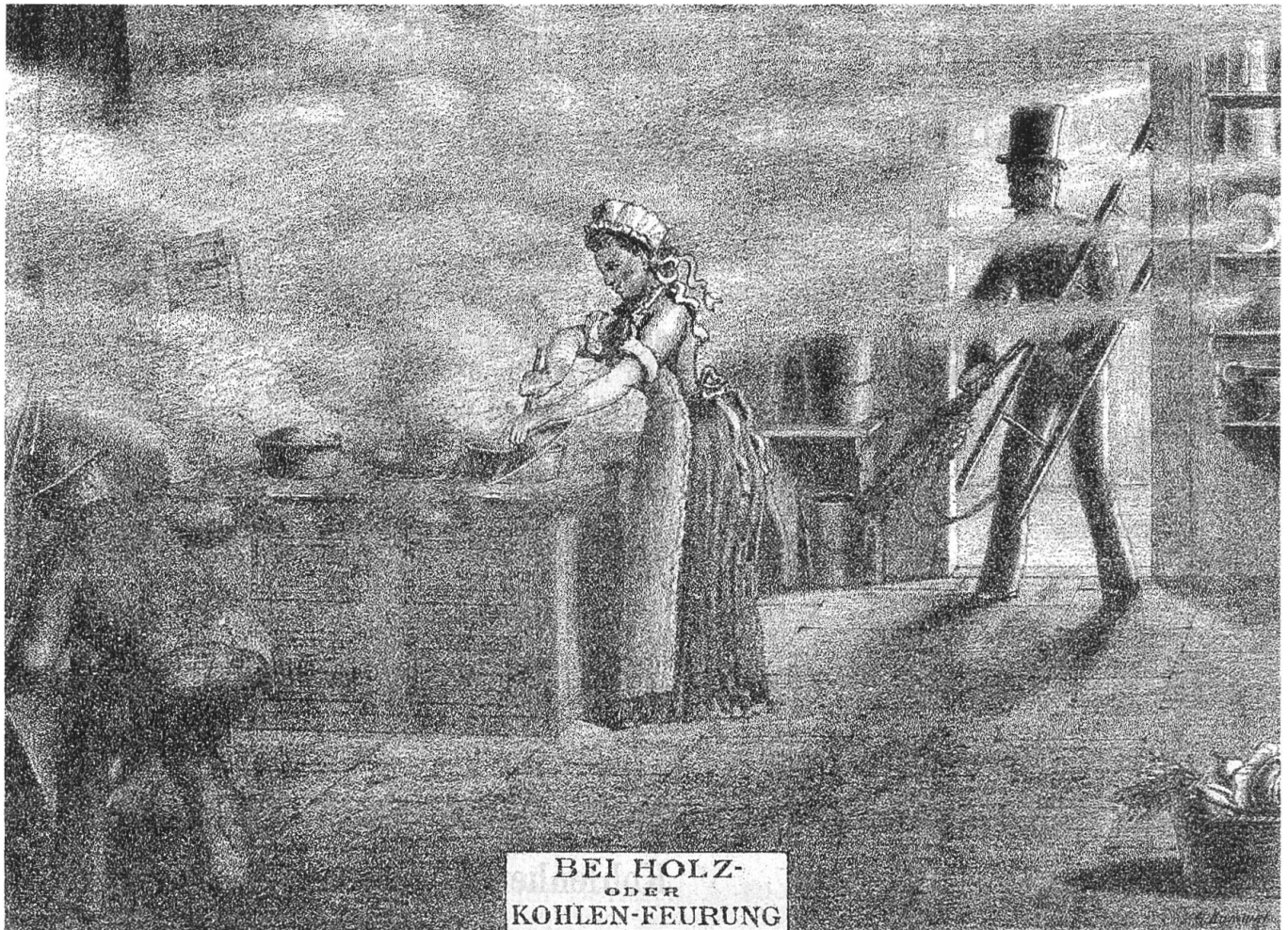
Der Vater liess sich nach einigem Hin und Her davon überzeugen, einen einpferdigen Wassermotor mit Transmission anzuschaffen. Eigentlich fehlte das Geld dafür, aber Gottlieb konnte beim Ingenieur Schmid in Zürich, den er in Wien kennengelernt hatte, zu günstigen Bedingungen kaufen. Damit war die Konkurrenzfähigkeit der Werkstatt fürs erste verbessert. Um aber in diesen harten Zeiten überleben zu können, musste auch das Sortiment bereinigt werden.

Der Markt ändert sich

Schon während der fünf Jahre dauernden «Cohabitation» mit seinem Vater fing Gottlieb an, das Sortiment

umzugestalten. Dabei war zum Teil kräftiger Widerstand des Vaters zu überwinden: «Es ging langsam vorwärts, aber nicht ohne grosse Schwierigkeiten», erinnerte sich Gottlieb 1925.

Erforderlich war die Umstellung im Angebot wegen der zunehmenden Arbeitsteilung in der Metallverarbeitung. Verschiedene traditionelle Produkte der Schlosser konnte die Industrie unterdessen billiger und besser herstellen. Angefangen hatte dies mit den ur-eigensten Produkten des Schlossers: den Schlössern. Führte Vater Abraham noch Schlösser im Sortiment, so suchen wir diese bei Sohn Gottlieb vergebens. Schlösser kaufte man schon



damals «von der Stange». Dies bestätigt auch die Fachliteratur: Julius Koch hielt 1899 in seiner «Technologie der Schlosserei» fest, dass die «gewöhnlichen Schlösser ... meistens in grossen Betrieben hergestellt werden».

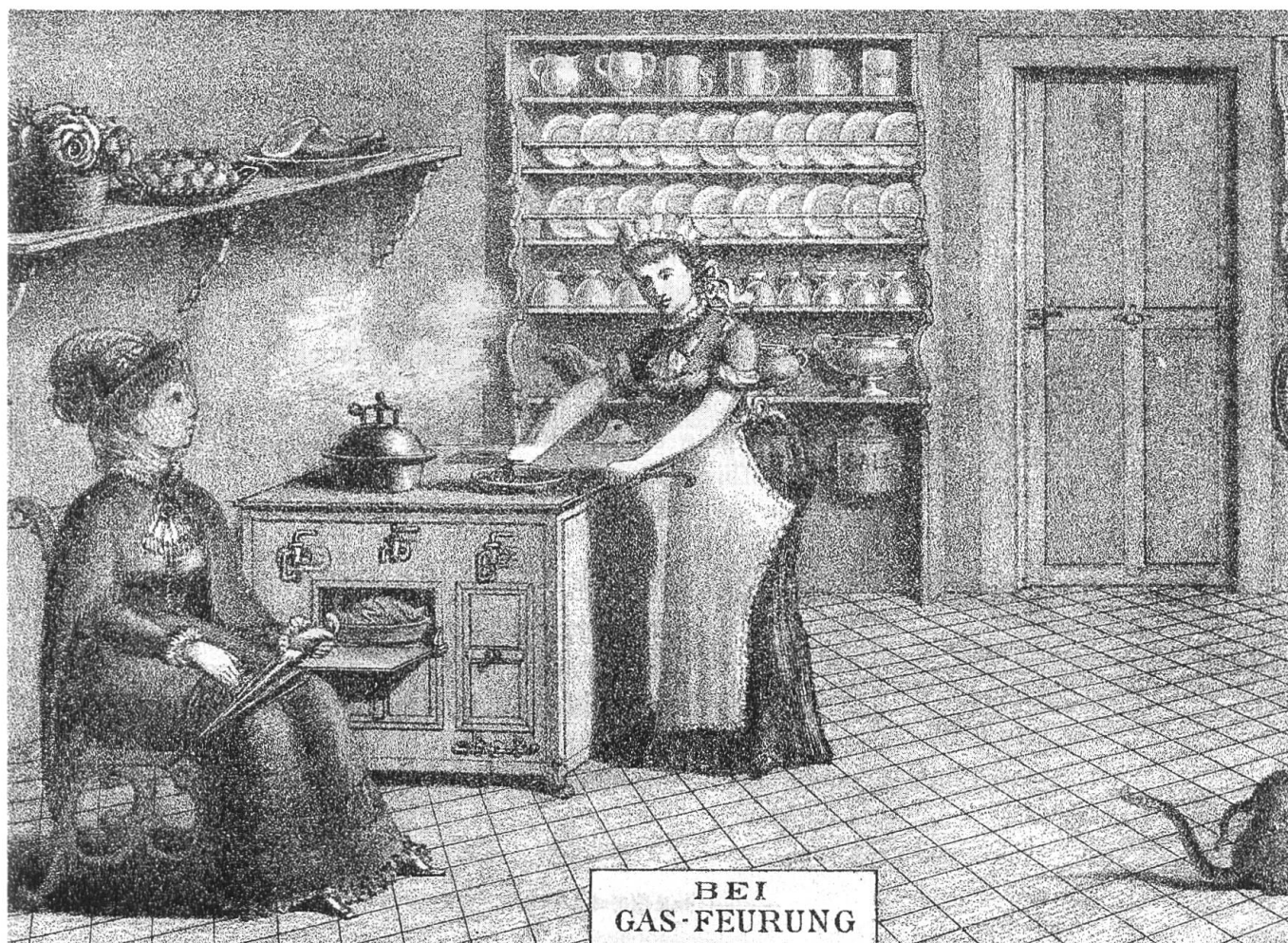
Zum Angebot einer Schlosserei im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts zählten zunächst alle Gegenstände, die durch Schmieden, Schweissen, Sägen, Feilen und Bohren hergestellt werden konnten. Es waren Produkte, an die nicht allzu grosse Ansprüche bezüglich der Präzision gestellt wurden, so dass sie weitgehend manuell gefertigt werden konnten. Generell gehörte alles dazu, was auf dem Bau an Eisenbestandteilen benötigt wurde: Gitter, Geländer, Portale, sämtliche Beschläge von der Bauklammer bis zum Tür- und Fensterband. Aber auch den Holzherd für die Küche, die Wetterfahne und den Blitzableiter fürs Dach be-

stellte man beim Schlosser. Aus dem «Verzeichnis von Handwerkern und Gewerbetreibenden in Winterthur und dessen Umgebung» von 1887 wissen wir, dass Gottlieb Geilinger auch «Fuss- und Wagenwinden» anbot.

Zwischen 1880 und 1910 spielte die Kunstschlosserei noch eine wesentliche Rolle. Allerdings liess die Nachfrage in diesem Bereich bereits spürbar nach. Die im 19. Jahrhundert noch zur allgemeinen Gebäudeausstattung gehörenden Gitter und Portale wurden im 20. Jahrhundert je länger je mehr zum Luxusgut. Zusätzlich nahm bei den Kunstschmieden die Fertigungstiefe in dem Masse ab, wie die Industrie vorgefertigte Gussteile (Rosetten, Blätter beispielsweise) billig lieferte. Bald wurden auch die Beschläge zu Massenprodukten spezialisierter Firmen, dann die Wetterfahnen und die Blitzableiter.

Im wirtschaftlichen Aufschwung

*Oben und rechts:
Vorteile des Gaskoch-
herds; Illustrationen aus
einem Prospekt, vermut-
lich aus den neunziger
Jahren des letzten Jahr-
hunderts*



der 1880er Jahre kamen grössere Aufträge aus dem blühenden Industriebau in Winterthur hinzu, später auch aus der Ostschweiz. Neben Eisenkonstruktionen und Blecharbeiten benötigten die neu gebauten Fabriken vor allem Fenster, Türen und Tore.

Diese in Eisen konstruierten Fenster und Türen waren im Grunde eine logische Weiterentwicklung aus dem Bau von Veranden für Wohnhäuser. Und sie bildeten – wie wir noch sehen werden – den Anfang der heutigen Departemente «Fenster- und Fassadensysteme» sowie «Zargen-, Schutz- und Torsysteme».

Trotz des zeitweise recht ungestümen Wachstums in neue Gebiete vernachlässigte Gottlieb Geilinger nie die einfachen Reparaturen, das Öffnen und Instandsetzen von Schlössern, das Anfertigen von Reserveschlüsseln. Diese Verbundenheit auch mit kleinen Kunden blieb teilweise bis heute erhal-

ten. Man pflegte die kleinen Aufträge nicht zuletzt auch in der Hoffnung, «dass aus der unbedeutenden Reparatur durch die gegenseitigen, bescheidenen Geschäftsbeziehungen sich gelegentlich ein grösserer Auftrag entwickeln kann» (Eduard Geilinger 1946). Um aber die Abläufe in der Produktion nicht durch anfallende Reparaturen zu stören, trennte Gottlieb Geilinger die Reparaturabteilung vom übrigen Betrieb. Dieses Konzept eines separaten Kundendienstes war damals neu.

Diversifikation durch Gaskochherde

Ein typisches Problem der Bauschlosserei beschäftigte Gottlieb Geilinger besonders: Wie konnte man die saisonal sehr unterschiedliche Auslastung eines von der Baubranche abhängigen Betriebs ausgleichen? Für eine Bauschlosserei war es früher

noch schwieriger als heute, das ganze Jahr über Arbeit zumindest für die erfahrenen Arbeiter (das Stammpersonal, wie man heute sagt) zu finden. Erst recht war dies in Krisenzeiten ein Problem.

Es galt also, Arbeitsgebiete zu finden, die vom Bau ganz oder teilweise unabhängig waren. Vor allem aber sollten neue, standardisierte Produkte gefunden werden, die sich in flauen Zeiten in bescheidenem Mass auf Vorrat produzieren liessen.

Ein solcher Versuch war die Herstellung von Gaskochherden ab etwa 1885. Diese vermutlich ersten schweizerischen Gasherde hatte der rührige Direktor des Winterthurer Gaswerks, Jakob Isler, mit seinem Freund Gottlieb Geilinger zusammen entwickelt.

Der eigentliche Zweck des Projekts war, den Absatz von «Leuchtgas» weiter anzukurbeln. Dies war auch dringend nötig, da die verbesserten Petrol Lampen und das zaghaft aufkommende elektrische Licht den Gaswerken im Beleuchtungsmarkt zunehmend die Erträge streitig machten.

Marktüberlegungen hin oder her – Direktor Islers Kochherde boten nicht wegzudiskutierende Vorteile. Bis anhin war das Kochen eines Mittagessens ja eine generalstabsmässig durchzuorganisierende Angelegenheit gewesen: Die geplagte Hausfrau, das geplagte Personal, hatte nicht nur die Nahrungsmittel zu besorgen und zu rüsten, sondern musste auch frühzeitig den Herd, den Backofen einheizen, um beizeiten kochen zu können. Standen die Pfan-



Ein gasbeheizter Wärmeschränk, hergestellt von Gottlieb Geilinger

nen endlich auf der Platte, bedurften sie der steten Aufmerksamkeit, denn die Hitze des Holzherds war kaum zu regeln. Und zu guter Letzt hatten Holzherde die Eigenheit, die Küchenluft mit beissendem Rauch zu füllen und die Einrichtung mit einem Schleier von Asche zu überziehen.

Ganz anders beim Gasherd: Den Gashahn drehen, anzünden – und blitzschnell stand Wärme zur Verfügung. Die Gasflamme brannte ruhig, beinahe geruch- und rückstandslos, und oben- und unten war sie in weitem Bereich regelbar. Und: Es musste weder Holz herauf- noch Asche hinuntergeschleppt werden.

Isler hatte seine Gasherde gleich in verschiedenen Grössen entworfen: «Gewöhnliche Haushaltungs- und Restaurationsherde». Je nach Bedarf waren sie mit Backöfen, Wärmekammern oder Wasserschiffen ausgerüstet. Für das Kochen mit Gas im allgemeinen und für seine Herde im besonderen warb Isler mit einer permanenten Ausstellung im städtischen Gewerbemuseum. Die Ausstellung wurde im Herbst 1885 eröffnet. Zu ihren Attraktionen gehörte regelmässig ein Schaukochen, bei dem grosse Menüs zubereitet und an die Gäste verteilt wurden. Trotzdem schien es mit dem Absatz in der ersten Zeit zu hapern. 1887 jedenfalls sinnierte Isler: «Man sollte glauben, der Reiz der Neuheit hätte in kurzer Zeit die ganze Bevölkerung einer nicht sehr grossen Stadt wie Winterthur nach und nach herbeigezogen. Allein, dem ist keineswegs so! Heute noch, nach 1½ Jahren, dürften kaum 2/3 unserer Gaskonsumenten sich die Sache angesehen haben.» Offenbar überwog bei vielen Menschen noch die Skepsis gegenüber dem neuen Brennstoff. Das ist nicht erstaunlich, haftete dem Gas doch noch immer der Nimbus des Unfassbaren, des Gefährlichen an; Vergiftungen und Explosio-

nen gehörten damals mit unschöner Regelmässigkeit zu den Begleiterscheinungen seines Gebrauchs.

In den ersten eineinhalb Jahren konnte Gottlieb Geilinger rund hundert Herde in verschiedenen Grössen absetzen. Gottliebs Sohn Eduard erinnerte sich, dass der Absatz von Jahr zu Jahr stieg. Bald wurden ausser Kochherden auch grosse Tellerwärmer gefertigt. Doch obschon «Herr Schlossermeister G. Geilinger» gemäss «Landbote» vom 6./7. November 1885 die Gasherde «fein und trefflich ausgeführt hat», blieben sie nur ein Nebengeschäft. «Der Höhepunkt war wohl mit der Kantonalen Gewerbeausstellung in Zürich vom Jahre 1894 erreicht, an der eine ganze Kollektion von verschiedenen Typen gezeigt wurde», so Eduard Geilinger.

Gottlieb Geilinger soll sich zwar mit dem Gedanken beschäftigt haben, die Serienfabrikation aufzunehmen. Offensichtlich scheute er sich jedoch vor dem Einsatz der dazu nötigen finanziellen Mittel. Von der Serienproduktion abgehalten hätten ihn zudem «schwere Konstruktionsmängel», von denen Isler «aber mit seiner ihm eigenen Zähigkeit nicht abzubringen war» (Eduard Geilinger). Da zur selben Zeit auch noch billige deutsche Produkte in den schweizerischen Markt drängten, entschied Gottlieb Geilinger, keine Herdfabrik einzurichten. Dennoch betrieb er das Geschäft mit Gasherden – auf kleiner Flamme sozusagen – bis ins erste Jahrzehnt unseres Jahrhunderts weiter.

Zugscheibenanlagen und Telefonmasten

Ein weiteres Produkt von Gottlieb Geilingers Bemühungen zur Diversifikation waren ab 1910 Zugscheiben für Schiessanlagen. Dies war ein Produkt, ganz auf den Patron zugeschnitten. Er, als begeisterter Schütze, kannte die



Anforderungen an Zugscheibenanlagen genau: Bequem zu bedienen mussten sie sein, den Zeiger sollten sie unbedingt gegen Prellschüsse schützen, und das Scheibenbild musste gut beleuchtet sein. Es dürfte ihm nicht schwer gefallen sein, eine Scheibenhalterung zu entwickeln, die den damaligen Ansprüchen genau entsprach. Zudem kannte er die Gepflogenheiten in diesen Kreisen – die Geschäfte, erinnert sich Gottliebs Enkel Peter Geilinger, seien meist am Sonntagmorgen früh im Schützenhaus bei Pulverdampf und Frühschoppen angebahnt worden.

Dank ihren guten Eigenschaften und solch trefflicher Vermarktung schwang sich die offene Zugscheibenanlage rasch zum Standard auf. In wenigen Jahren konnten 330 Anlagen mit rund 2500 Scheiben geliefert werden. Dies ist für den kleinen geschlossenen

Markt, den dieses Produkt naturgemäss hatte, ein rechter Erfolg. Zupass kam dem Produkt, dass in der Schweiz nach dem Ersten Weltkrieg das spitze Kugelgeschoss eingeführt wurde; dadurch waren die Schützengesellschaften gezwungen, ihre Scheibenstände zu erneuern.

Als Versuch zur Diversifikation waren die Zugscheiben aber von vornherein handikapiert: «Das Prinzip der Zugscheibe konnte, da längst bekannt, nicht durch Patent geschützt werden», erkannte Gottlieb Geilingers Sohn Eduard. «Daher stand der Nachahmung natürlich Tür und Tor offen. Dazu trat der in der Schweiz sattsam bekannte lokale Eifer (den «Kantönlicheist» meinte er wohl damit. Der Verfasser). Die Folge waren gedrückte Preise, denen auch mit Serienfabrikation nicht beizukommen war.» Zudem konnte Eduard Geilinger dem Ge-

*Zugtafeln
von Gottlieb Geilinger*

*Gottlieb Geilinger
(stehend links), Feld-
weibel und Schütze aus
Passion, inmitten
Gleichgesinnter*



schäften im Schützenmilieu keinerlei Charme abgewinnen. Er hatte keinen Militärdienst geleistet und verstand wahrscheinlich schon deshalb die Mentalität der Schützen nicht. Dies führte schliesslich dazu, dass die Zugscheiben bis 1939, zwölf Jahre nach Gottliebs Tod, nach und nach aus dem Programm verschwanden.

Als weiteren nennenswerten Versuch der Diversifikation sind hier noch die Aufträge für die Telefonverwaltung zu nennen. Die Geschäfte seien «ganz beträchtlich» gewesen,

entsann sich Gottliebs Sohn Eduard Geilinger rund ein halbes Jahrhundert später. Für den Ausbau des wachsenden Telefonnetzes lieferte die Schlosserei Isolatoreenträger, Stangengerüste und Verteilmaste.

Die Werkstatt

Diversifizierung und Mechanisierung des Betriebs hatten das Gesicht der alten Werkstatt im «Königstor» seit dem Eintritt von Gottlieb Geilinger 1875 stark verändert. 1884 wurde mit vier Gesellen, zwei Handlangern

und zwei Lehrlingen gearbeitet. 1886 bereits drohte die Werkstatt aus den Nähten zu platzen. Glücklicherweise konnte eben in jenem Moment das Nachbargebäude, das «Graue Haus», gekauft werden.

Wie gross die Raumnot inzwischen geworden war, zeigt eine kleine Anekdote, die Eduard Geilinger 1946 notierte: «Am Tage nach der Fertigung des Kaufes schlugen die Schlossergesellen mit Steinbohrern und Vorschlaghämmern zum Entsetzen der früheren Besitzerin, die sich mit der Tatsache des Kaufes offenbar noch nicht ganz abfinden konnte, ein weites, grosses Loch in die dicke Trennmauer und nahmen von den geräumigen Hallen und Parterrelokalen im «Grauen Haus» Besitz.»

Sogleich wurden neue Maschinen gekauft, die von einem damals modernen Gasmotor angetrieben wurden. Die bessere Konjunktur in der zweiten Hälfte der 1880er Jahre brachte dem Baugewerbe gehörig Aufträge. Davon profitierte auch die Schlosserei, so dass die Räume erneut zu eng wurden.

Neubau

Abhilfe sollte der Neubau eines Wohn- und Geschäftshauses schaffen, einen Katzensprung westlich, an der Ecke Technikum-/Lagerhausstrasse. Die Architekten Jung und Bridler entwarfen ein Haus, exakt auf die Bedürfnisse einer Bauschlosserei abgestimmt. 1891 konnte die neue Werkstatt bezogen werden, die Raum für gut 15 Arbeiter und drei Schmiedefeuer bot – die Handwerker mussten sich wie Fürsten vorgekommen sein.

Am neuen Standort entwickelte sich die Schlosserei definitiv zur – wenn auch vorerst kleinen – Stahlbauwerkstatt. Erstmals wurden grössere Serien von Türen und Fenstern für die Industrie, Schaufensteranlagen und anderen Eisenkonstruktionen gelie-

fert. Zum ersten Mal blühte das Geschäft! Dies erforderte in kurzen Abständen weitere Vergrösserungen des Betriebs: 1904 baute Gottlieb Geilinger auf dem benachbarten Grundstück, der ehemaligen Haggenmacherschen Gerberei, eine geräumige Schlosserei. Bei dieser Gelegenheit wurde gleich der Gasmotor durch einen elektrischen ersetzt. 1910 wurde die durchs Firmengelände führende Eulach überdeckt und das Werk um eine Konstruktionshalle erweitert. 1912 schliesslich kam westlich der Werkstatt an der Lagerhausstrasse ein Lagerplatz dazu.

Die neue Konstruktionshalle und der Lagerplatz dürften bereits auf Betreiben des Nachfolgers Eduard Geilinger gebaut worden sein. Er benötigte sie für den von ihm forcierten Stahlbau.

In die Zeit des wirtschaftlichen Erfolgs fiel auch die Anschaffung eines, für heutige Verhältnisse, bescheidenen Maschinenparks: Eine Dreherei wurde eingerichtet, Blechbearbeitungsmaschinen wurden gekauft. Eine Pressluft-Nietanlage mechanisierte die bisherige Handarbeit.

Arbeiten in einer Schlosserei um die Jahrhundertwende

Wie ging es zu und her in einer Schlosserei zur Zeit von Gottlieb Geilinger? Die technische Ausrüstung muss aus heutiger Sicht recht bescheiden wirken. Eine Bohrmaschine, eine Schmirmgelmachine und ein sogenannter Windflügel für das Schmiedefeuer genügten. Angetrieben wurden die Maschinen über eine Lederriemen-Transmission von einem Wassermotor – etwas moderner unter Umständen von einem Gas- oder Elektromotor mit wenigen Kilowatt Leistung.

Einen Eindruck von der Arbeitstechnik vermittelt uns das schöne, vielleicht etwas verklärte Stimmungs-

Der Schmied, dargestellt auf einem Ex Libris, geschaffen vom Genfer Kupferstecher Georges Hantz (1846 – 1920). Das Handwerk lebte noch bis gegen Ende des letzten Jahrhunderts in seinen alten Traditionen – doch im Hintergrund rauchen bereits die Fabrik-schlote.



bild, das Eduard Geilinger 1946 in seinen Erinnerungen zeichnete:

«Bis um das Jahr 1910 spielten in unserem Berufe das Schmieden und das Feuerschweissen eine ausschlaggebende Rolle. Die Beherrschung dieser ausgesprochen handwerklichen Technik gehörte zum Rüstzeug jedes anständigen Gesellen, denn die Arbeitsteilung zwischen Schmied und Schlosser war damals erst in grösseren Betrieben durchgeführt.

Vor Beginn der Arbeit, zu jenen Zeiten Sommer und Winter um sechs Uhr, hatten die Lehrlinge das Feuer anzublasen, und auch für den Kohlenvorrat und für das nötige Löschwasser war der Stift verantwortlich. Das sau-

ber geputzte, hell flackernde Schmiedefeuer war das Symbol der Schlosserei.

Feierlich ist der Moment einer grossen Schweissung. Die Hitze steigt, das Eisen fliesst im Feuer. Nach einem kräftigen «Los!» tragen gewandte Hände die Eisen auf den Amboss. In scharfem Strahl spuckt der Schmied auf die Schweissstelle, und mit raschen, sicheren Schlägen heftet er die weissglühenden Stücke zusammen. Ihm folgt der Stift mit den kräftigen Streichen des Vorschlaghammers, und laut ertönt im $\frac{3}{4}$ -Takt der helle Klang von Hammer und Amboss. Das Eisen hält, die Schweissung ist gelungen, und mit Befriedigung

schiebt der Schmied seinen wohlriechenden «Schigg» von der rechten in die linke Wange. Zu jenen Zeiten kannte man weder Schweissbrenner noch elektrischen Lichtbogen, und ein schönes Schmiedestück war mit Recht der Stolz eines tüchtigen Schlossers.»

Löhne, Ferien, Versicherungen

So rudimentär die Ausrüstung der Werkstatt, so archaisch war das Verhältnis zwischen Meister und Gesellen. Die Grundlage der Zusammenarbeit war das gegenseitige Vertrauen. Irgendwelche schriftliche Abmachungen gab es nicht.

Die Arbeitszeit reichte vom frühen Morgen bis zum späten Abend – in den 1880er Jahren waren dies täglich zwölf Stunden, sechsmal die Woche. In den 1890er Jahren wurde die Arbeitszeit auf 10 Stunden gesenkt.

Ein gelernter Arbeiter verdiente 1887 nur 40 Rappen die Stunde. Zum Vergleich: 1872 kostete ein Pfund Brot 52 Rappen, ein Pfund Rindfleisch 75 Rappen und ein Pfund Butter 1.24 Franken. In den 90er Jahren stieg der Lohn auf 50 und 1911 schliesslich auf 70 Rappen. Bezahlte Ferien wurden ab Ende und der freie Samstagnachmittag ab Mitte des ersten Dezenniums unseres Jahrhunderts gewährt. Das Winterthurer Gewerbe vollzog diesen Fortschritt allerdings erst im Gefolge von Gebrüder Sulzer, dem damals schon grössten Arbeitgeber auf dem Platz. Über den freien Samstagnachmittag mochte Gottlieb Geilinger vor dem Gewerbeverband lautstark lamentiert haben – ihn störte, dass das Gewerbe von der Industrie unter Zugzwang gesetzt worden war. Schliesslich konnte er dem Ganzen doch noch positive Seiten abgewinnen: Die Meister, so seine Überlegung, könnten «ihren Papierkram» dann am Werktag erledigen und hätten am Sonntag endlich frei.

Erst als die Betriebe 1890 landesweit dem Fabrikgesetz unterstellt wurden, erhielt das Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern einen formellen rechtlichen Rahmen. Diese Massnahme muss unter den Winterthurer Gewerblern einigen Widerstand ausgelöst haben: «Dass der Staat in geschäftliche Dinge hineinredet, wirkte auf die Meister damaliger Zeit geradezu katastrophal, und es brauchte der ausgesprochenen Klugheit und des tiefen psychologischen Verständnisses des ersten Fabrikinspektors, Dr. Schuler, diese Widerstände zu überwinden und die in guten Treuen widerborstigen Unternehmer von der Notwendigkeit des Fabrikgesetzes und damit auch des Fabrikinspektors selbst zu überzeugen», so Eduard Geilinger.

Dabei hielt sich die Belastung der Unternehmer verglichen mit den derzeitigen Sozialabgaben durchaus im Rahmen. Sie beschränkten sich auf die bezahlten Ferien und eine Haftpflichtversicherung, die der Patron zugunsten seiner Arbeiter abzuschliessen hatte.

Von der Struktur her war Gottlieb Geilingers Schlosserei noch ein reiner Handwerksbetrieb. Es gab kein technisches oder kaufmännisches Personal. Den kaufmännischen Teil deckte Gottliebs Ehefrau, Anna Geilinger, ab. Offerten wurden kaum geschrieben – Kunde und Unternehmer vertrauten sich eben. War trotzdem einmal eine Kostenschätzung erforderlich, schätzte Gottlieb Geilinger als erfahrener Meister nach dem Gewicht. Und diese Schätzungen sollen aus Sicht des Sohnes Eduard durchaus schon die Genauigkeit von modernen Kostenkalkulationen erreicht haben.

Die Zeichnungen für die Werkstücke lieferte meist der Architekt. Oft aber wurde nach einfachen Handskizzen oder nach Zeichnungen auf Blech

*Als Bürger aktiv:
Gottlieb Geilinger wird
1889 zum Mitglied der
Gemeinde-Steuerkommission
gewählt.*

Herrn G. Geilinger, Schlosser

Dahier:

Gefragtster Herr!

In Vollziehung des §. 18. des Gesetzes betreffend
den Wechsel etc. befehlen wir uns, Ihnen zur Kenntniß
zu bringen, daß Sie von der Versammlung der politischen
Gemeinde Winterthur am 19 Mai 1889 zum

Mitgliede der Gemeinde-Steuerkommission
gewählt worden sind.

Mit dieser Anzeige verbinden wir die Verpflich-
tung unserer vollkommenen Gehorsamung!

Winterthur, den 24 Mai 1889

Namens der Versammlung der polit. Gemeinde:

Der Stadtpraesident:

Geilinger

Der Stadtschreiber:

L. J. Schumacher

gearbeitet. Dies ist mit ein Grund dafür, dass trotz intensiver Suche kaum mehr Konstruktionszeichnungen und Entwürfe aus der Zeit vor der Jahrhundertwende zu finden sind.

Ein Patron alter Schule

Im geschäftlichen Umgang war Gottlieb Geilinger ein Patron alter Schule. Einerseits sorgte er für seine Gesellen und besonders die Lehrlinge; andererseits nahm er seinen Arbeitern aber auch schon mal, wenn er es für nötig befand, «am Amboss oder am Schraubstock kurzerhand das Werkzeug aus der Hand ..., um ihnen zu zeigen, wie man arbeitet und wie er die Ausführung sich vorstellt», erinnerte sich sein Sohn Eduard. Und weiter: «Auch in seinen späteren Jahren, als Geschäftsführung und Büroarbeiten ihm für praktisches Arbeiten in der Werkstatt keine Zeit mehr liessen, griff er doch gelegentlich immer wieder zum Hammer; dann, wenn eine Arbeit pressierte oder wenn nach seiner Auffassung nicht genug geleistet wurde, dann stellte er sich an den Amboss, dann aber war gewöhnlich nicht nur Feuer auf der Esse, sondern auch Feuer im Dach. Streng in den Anforderungen, gleichzeitig aber gerecht im Urteil und im Handeln war das Bild von Gottlieb Geilinger als Arbeitgeber.»

Gottlieb Geilinger war über sein Geschäft hinaus ein vielseitig interessierter Mann. Er engagierte sich im Verband Schweizerischer Schlossermeister, in der 1870 gegründeten Schweizerischen Volksbank, im Kantonalen Gewerbeverband und in der städtischen Gewerbekommission. Dort setzte er sich besonders für die Belange des Lehrlingswesens ein. In diesem Zusammenhang stossen wir zum ersten Mal auf Belege für die später pionierhafte Art und Weise, wie sich die Inhaber der Firma immer wie-

der der Bedürfnisse und Wünsche ihrer Angestellten annahmen.

Das Lehrlingspatronat

1903 und 1904 warb Gottlieb Geilinger vor dem Handwerks- und Gewerbeverein für ein Lehrlingspatronat. Dies war ein Verband von Gesellschaftern, Behörden und Firmen, der rat- und hilfsbedürftigen Buben und Mädchen des Bezirks Winterthur eine gute Lehre ermöglichen sollte. Dazu gehörte unter anderem die Beratung bei der Berufswahl und beim Abschluss eines Lehrvertrags oder das Vermitteln von geeigneten «Kostorten». Dem Lehrlingspatronat oblag es ferner, bei Streitigkeiten mit dem Lehrmeister zu vermitteln und die Schützlinge finanziell zu unterstützen, sei es durch Vorschüsse oder durch Beiträge an Lehrgeld (damals noch üblich) und Kost. Und überhaupt: Die Institution sollte über das «sittliche und leibliche Gedeihen» der jungen Menschen wachen.

Vorbild für Gottlieb Geilinger war das Lehrlingspatronat der Stadt Zürich, das bereits seit etwa zehn Jahren bestand. Alle Mitglieder mit jährlichem Beitrag erhielten eine Vertretung in der Abgeordnetenversammlung nach einem bestimmten Schlüssel. Für jeden durch die Institution platzierten Lehrling bestellte der Vorstand einen Patron, der mindestens zweimal jährlich Bericht erstattete.

Den Mitgliedern des Handwerks- und Gewerbeverbands schien der Vorschlag des Schlossermeisters einzuleuchten. Jedenfalls beschloss die Versammlung den Beitritt und unterstützte die gute Sache mit hundert Franken.

Seine Verbundenheit mit Winterthur, seine Auffassung von Bürgerpflicht und die Überzeugung, dass Wirtschaft in engstem Zusammenhang mit der Politik stehe, führten Gottlieb

Geilinger in die Politik. 1889 bis 1919 wirkte er als Freisinniger im Winterthurer Stadtparlament, das zunächst «Gemeindeausschuss», später, bis zur Stadtvereinigung, «Grosser Stadtrat» genannt wurde. 1912 wurde er in den Zürcher Kantonsrat gewählt, dem er für zwei Legislaturperioden angehörte.

Anna Geilinger-Ehrensberger

Die Mehrfachbelastung infolge seines gesellschaftlichen Engagements konnte Gottlieb Geilinger nur bewältigen, weil seine Frau Anna ihm im Geschäft wichtige Arbeiten abnahm. Nach ihrer Heirat hatte Anna Ehrensberger ihr Modistinnengeschäft noch einige Jahre weitergeführt. Ihr Laden lag nur einige Schritte von der Schlosserei entfernt, die Eulachstrasse hinunter Richtung Bahnhof.

Anna Geilinger (1858 – 1923), um 1905, Ehefrau von Gottlieb Geilinger

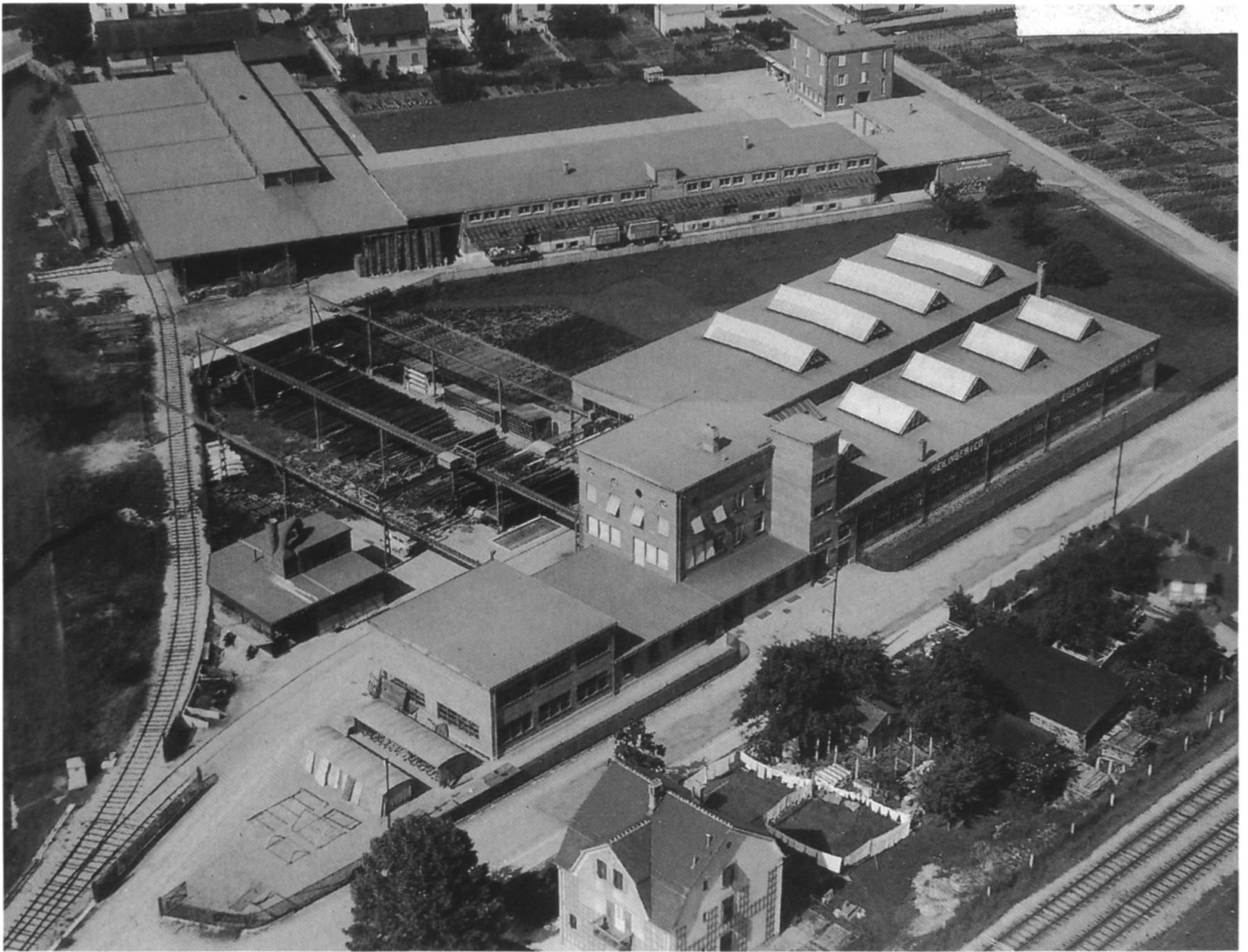


Anna Geilinger muss einen erstaunlichen Sinn fürs Geschäftliche gehabt haben. Dies lässt sich aus Bemerkungen ihres Ehemanns schliessen, der sich beispielsweise beklagte: «Es war für mich bemühend, dass der ökonomische Erfolg aus ihrem Geschäfte bedeutend grösser war, als derjenige aus meinem bescheidenen Geschäft.»

Unter diesen Umständen war es ein kluger Zug gewesen, sie davon zu überzeugen, ihr florierendes Damenhutgeschäft an eine Verwandte zu

übergeben und sich um das Kaufmännische der Schlosserei zu kümmern. In Kürze übernahm sie den gesamten administrativen Bereich des Betriebs. Bald hatte sie «in allen entscheidenden Fragen und Entschlüssen ein gewichtiges Wort mitgesprochen ... Weitblickend und zugleich vorsichtig hat sie die Pläne ihres Gatten geprüft und ihren eigenen Standpunkt vertreten ... Dieses Zusammenwirken bildete die Grundlage für die Entwicklung des Unternehmens. In ihm liegt aber auch der gesunde Geist begründet, der zu allen Zeiten den Betrieb be-seelte: gewissenhafte Pflichterfüllung, aber auch die Anerkennung der geleisteten Arbeit», erinnerte sich ihr Sohn Eduard.

Gottlieb Geilinger hatte die Grösse – und das war unter den damaligen Patrons durchaus nicht die Regel –, die Leistungen seiner Frau in aller Öffentlichkeit zu würdigen. «Mit leuchtenden Augen pries Gottlieb Geilinger seinen Freunden gegenüber ihre aufopfernde Tätigkeit und ihre Umsicht, der er zum grossen Teil den geschäftlichen Aufschwung verdankte», ist in einem Nachruf auf Anna Geilinger zu lesen. Im engeren Familienkreis ging er gar noch weiter: «Das grösste Verdienst aber hatte Eure Mutter, die es verstand, mich zu leiten und für den häuslichen Sinn zu erziehen ... das muss ich Euch offen bekennen, dass ich ohne Euere Mutter nie so weit gekommen wäre, wie ich heute bin», gab er seinen Söhnen und Enkeln 1925, zwei Jahre vor seinem Tod, mit auf den Weg.



*Das Werk «Grüze» im
Osten von Winterthur,
Flugaufnahme 1930*

Eduard Geilinger

(1885 – 1955)

Kopfüber ins Geschäft II

Eduard Geilinger war, als zweiter Sohn Gottliebs 1875 geboren, von seinem Vater als Nachfolger bestimmt worden. Alles war wohlarrangiert: Eduard hatte das Winterthurer Realgymnasium besucht. Dies war – damals noch unter dem Namen «Industrieschule» – eine städtische Maturitätsschule mit Anschluss an die ETH. Sein Rüstzeug für die Aufgaben als Firmenchef holte er sich durch das Studium des Bauingenieurs an der ETH Zürich. Doch kurz vor seinem Abschluss passierte das Unerwartete: Der Vater hatte sich offenbar übernommen – der Sohn musste das Studium abbrechen und Hals über Kopf ins Geschäft einsteigen.

Die Schlosserei beschäftigte zu der Zeit zwanzig bis fünfundzwanzig Schlosser und Handlanger. Da ausser Gottliebs Frau Anna kein technisches und kaufmännisches Personal vorhanden war, musste sich der Meister um jedes und alles selbst kümmern.

*Eduard Geilinger
(1885–1955) um 1910*



«Unentwegt hielt er am herkömmlichen Grundsatz des Meisters fest», schrieb Sohn Eduard 1946 nicht ganz ohne Vorwurf. Gottlieb Geilinger akquirierte die Aufträge, kalkulierte sie, fertigte die Zeichnungen an, bereitete die Arbeit vor, ordnete sie an und überwachte sie bis zum Schluss. Dies musste die Kräfte seiner an sich robusten Natur übersteigen.

Die Gesundheit des Vaters liess es geraten scheinen, schnell für Entlastung zu sorgen. Also brach Eduard sein Studium im letzten Viertel ab und bereitete sich im Eiltempo auf die Übernahme des Unternehmens vor. Durch die Vermittlung seines Lehrers, Professor Rohn, konnte er sich in der «Gutehoffnungshütte» im deutschen Ruhrgebiet einige Praxis erwerben. Anschliessend arbeitete er noch kurze Zeit als Assistent bei Rohn an der ETH und besuchte im Winter 1909/1910 die Schlosserschule in München.

Der Eintritt als Mitarbeiter ins Geschäft 1909 war dem 24jährigen nicht leicht gefallen. «Mit zwiespältigen Gefühlen», schrieb Eduard Geilinger später, sei er «dem väterlichen Ruf» gefolgt. Viel eher stand dem jungen Ingenieur damals im Sinn, «noch während einigen Jahren die Welt recht gründlich anzusehen».

Wenn Eduard Geilinger auch unerwartet früh ins Geschäft einsteigen musste, so traf er doch gute Startbedingungen an. Sein Vater hatte nicht vergessen, wie schwer er sich selbst anfänglich im Unternehmen getan hatte. Seinem Sohn wollte er diese frustrierende Erfahrung ersparen. Mit dem Eintritt ins Unternehmen erhielt

Eduard gleich die operative Leitung übertragen. Dies war für damalige Verhältnisse, zumal in einem Gewerbebetrieb, keineswegs die Regel und dürfte im Winterthurer Gewerbe einiges zu reden gegeben haben. Mit der Aufnahme des Sohns wurde erstmals eine rechtliche Reorganisation des Unternehmens notwendig, deren Resultat ab 1910 die Kollektivgesellschaft «Geilinger & Co.» war.

Mit dieser beherzten Übergabe begründete Gottlieb Geilinger eine Tradition, die auch von den folgenden Generationen gepflegt wurde. Den meist heiklen Generationenwechsel in einem Familienunternehmen brachten die Geilinger seither ohne grosse Probleme über die Bühne – aber dazu später mehr. Gottlieb Geilinger jedenfalls konnte sich durch die Abgabe von Verantwortung soweit entlasten, dass sich seine Gesundheit bald besserte. Die freie Kapazität erlaubte es ihm, sich vermehrt politischen und gemeinnützigen Aufgaben zu widmen.

Neuer Chef, neue Produkte

Eduard Geilinger, der Bauingenieur, setzte wieder sukzessive neue Schwerpunkte im Sortiment. Zwar gab es noch immer respektable Aufträge für Schlosserarbeiten beim Bau von grossen Landhäusern – das Hauptgewicht jedoch verschob sich mehr und mehr zu vorfabrizierten Produkten wie Industrietore, Türzargen oder Fenster. Die gerade gute Konjunktur kam dem jungen Unternehmer entgegen: Besonders die Industrie in Winterthur und Umgebung expandierte stark und hatte für Neubauten grossen Bedarf an Produkten der Bauschlosserei.

Der Stahlbau wandelt sich

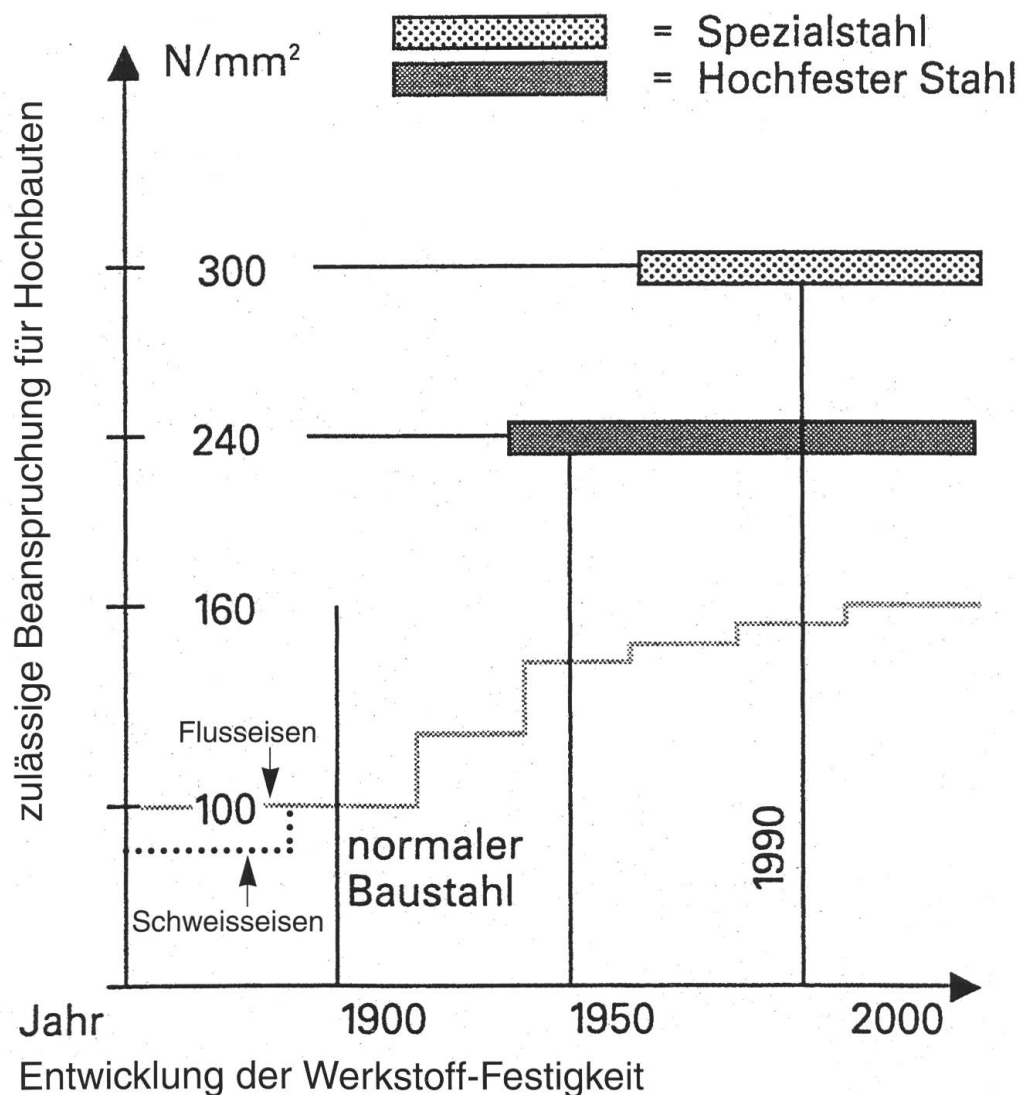
Als neues Gebiet erschloss Eduard Geilinger dem Familienbetrieb den Stahlbau – damals hiess das noch Eisenbau. Diese Sparte der Metallver-

arbeitung hatte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine geradezu stürmische Entwicklung erlebt: Die Theorie der Baustatik war von Carl Cullmann am «Eidgenössischen Polytechnikum» in Zürich stark verbessert worden. Seine «Graphische Statik» förderte den Stahlbau, indem sie die Berechnung von Fachwerkkonstruktionen stark vereinfachte. Damit konnten die Stabquerschnitte besser auf die Beanspruchungen abgestimmt werden. Dies wiederum förderte den Bau grosser Brücken, Hallen und Türme, so dass in den 1880er Jahren laufend neue Rekorde in Spannweite und Höhe erreicht wurden. Zu den prominentesten Vertretern dieser neuen Eisenbauten gehören heute noch eindruckliche Werke wie die Brooklyn Bridge (J. A. Roebling, 1883), die Brücke über den Firth of Forth (GB, 1883 bis 1890) oder der Eiffelturm (1889).

In der Schweiz kamen die Aufträge für Stahlbauten vor allem von den stark wachsenden Eisenbahngesellschaften – das unebene Gelände verlangte nach Brücken. Zwar wurden die ersten noch importiert – nach 1880 stammten sie jedoch vermehrt von einheimischen Spezialfirmen.

Dass auch im Stahlbau die Bäume nicht in den Himmel wachsen, zeigte hierzulande das grosse Eisenbahnglück von Münchenstein 1891: Damals stürzte die Stahlbrücke mitsamt einem vollbesetzten Personenzug in die Birs. Die Grenzen der theoretischen Auslegung waren offenbar geworden, und dies führte 1892 mit der «Verordnung betreffend Berechnung und Prüfung der eisernen Brücken- und Dachkonstruktionen auf den schweizerischen Eisenbahnen» zur ersten schweizerischen Stahlbaunorm. Sie war fortan die Grundlage für die Umsetzung der Ingenieurtheorie in die Praxis. Mit ihr wurden neben

Die Qualität des Stahls ist seit Ende letzten Jahrhunderts ständig gestiegen. Normierte Materialqualitäten erst ermöglichten den breiten Einsatz des Werkstoffs im Bau.



der «zulässigen Material-Inanspruchnahme» auch Belastungsannahmen und die «Material-Beschaffenheit» definiert. Diese Normen wurden 1913 und 1946 den neuen Erkenntnissen bei den Berechnungsmethoden und der Materialtechnologie angepasst.

Parallel zur Normierung hatte sich auch die Technik entwickelt. Fachwerkkonstruktionen wurden zunehmend durch genietete Blechträger mit hoher Belastbarkeit ergänzt. Und das wachsende Angebot an industriell gefertigten grossen Walzprofilen (Grey-Träger) steigerte die Wirtschaftlichkeit des Bauens mit Stahl.

«Im Rückblick», so Konrad Huber, ehemaliger Leiter der Stahlbau-Ingenieurtechnik bei Geilinger, «ist der Fachmann immer wieder beeindruckt, mit welcher Sorgfalt und wieviel Empfinden für das Kräftespiel und ein

harmonisches Aussehen die Stahlbauten im 19. und frühen 20. Jahrhundert ausgeführt wurden – stets im Bestreben, den kostbaren Werkstoff möglichst gut zu nutzen.»

In den ersten Dezennien unseres Jahrhunderts, als Eduard Geilinger gerade mit dem Stahlbau begann, etablierte sich die Schweisstechnik. So stand dem Stahlbau ab den 20er Jahren mit dem Lichtbogenschweissen ein neues Verbindungsmittel zur Verfügung. Das Verfahren war wohl schon seit Ende des 19. Jahrhunderts bekannt; routinemässig einsetzbar wurde es aber erst, als sich auch die Schweissbarkeit des Materials verbessert hatte. Bei Geilinger wurde das Elektroschweissen ab etwa 1930 eingeführt.

Auch die Entwicklung des Schweissens verlief zunächst zögernd: Rückschläge durch Schadensfälle im Aus-

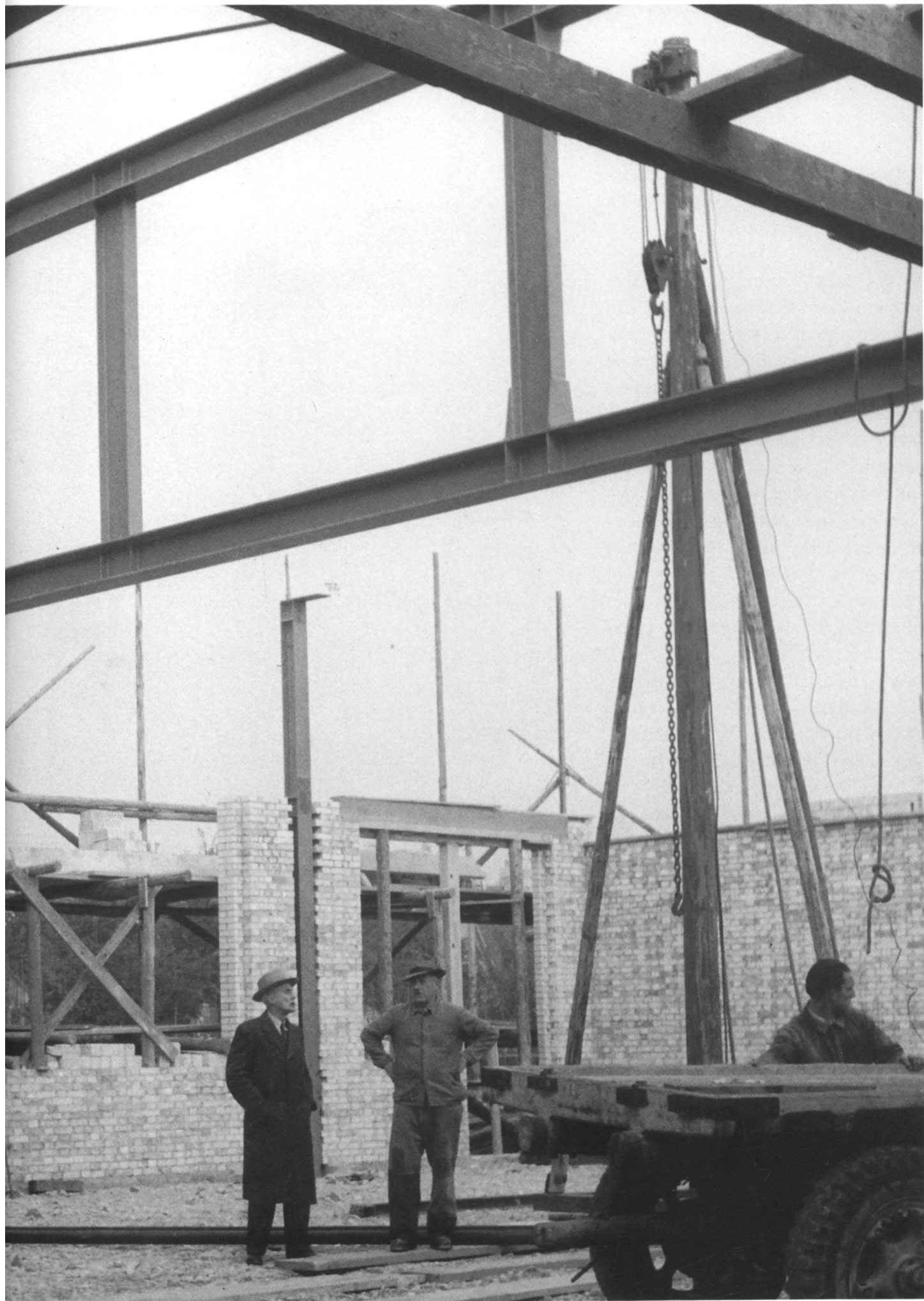
land zeigten dessen Schwierigkeiten und Grenzen, vor allem bei hochfesten Stählen. Doch mit der Zeit war es möglich, geschweisste Stahlbauteile einfacher zu gestalten als genietete. Mit den daraus resultierenden neuen Bauformen erschlossen sich wiederum neue Anwendungsgebiete, besonders im schweren Stahlbau und bei schwierigen konstruktiven Details. Geschweisste Teile boten überdies noch Vorteile im Oberflächenschutz – ein Gebiet, das im Stahlbau seit jeher wichtig war. So gerüstet konnten die Stahlbauer der mittlerweile als Konkurrenz auftretenden Eisenbeton-Bauweise Paroli bieten.

Der Skelettbau kommt

Weitere Impulse kamen von der Industrie: Dort setzte sich nach und nach die Skelettbauweise durch. Auslöser dieser Entwicklung waren vor allem die zunehmenden Bauhöhen von Industriebauten und die immer stärkeren Krane, die darin installiert wurden. Waren die Kranbahnen bis anhin auf selbsttragendem Mauerwerk abgestützt, so verursachte deren wachsende Hebekraft bereits Mitte des 19. Jahrhunderts zunehmend Belastungen, die vom Mauerwerk nicht mehr getragen werden konnten. Deshalb mussten die Kranbahnen auf eigenen Stahlstützen gelagert werden, die nun aber auch die Dachkonstruktion tragen konnten. Die gemauerten Aussenwände verloren damit ihre Tragfunktion und brauchten bloss noch vor Wind und Wetter zu schützen – entsprechend dünn konnten

Typisches Beispiel der Skelettbauweise für Industriebauten, wie sie sich ab etwa der Jahrhundertwende durchgesetzt hat. Die Stahlstützen tragen Kranlaufbahnen und Dachaufbau, das Mauerwerk dient nur noch als Wetterschutz. Montage mit Ständenbaum (rechts). Aufnahme aus der zweiten Hälfte der 1940er Jahre. Links Eduard Geilinger





sie gehalten werden. Diese Art von Industriebau hat sich über lange Zeit halten können. Eduard Geilinger folgte der Entwicklung und baute nicht zuletzt auch sein neues Werk in der Grütze 1929 auf diese Weise. Viele Gebäude der Winterthurer Maschinenbauindustrie wurden in dieser Technik errichtet und sind heute noch in Gebrauch.

Im Zusammenhang mit dem Skelettbau setzten Geilinger & Co. beim Bau der Stadtbibliothek Winterthur einen Meilenstein: In diesem Gebäude konnte das Unternehmen «gegen heftige auswärtige Konkurrenz» das erste Mal die Skelettbauweise konsequent durchziehen. Kern des Baus war ein einfaches und doch praktisches Bibliotheksgestell, dessen Ständer und Riegel gleichzeitig als Tragkonstruktion dienten. Im Prinzip wurde also um 1916 bereits verwirklicht, was man heutzutage in modernen Hochregallagern anwendet.

Als Konzept für Bibliotheksgebäude konnte sich das System jedoch nicht durchsetzen – die Stadtbibliothek blieb ohne Folgeauftrag. Demgegenüber waren die «normalen» Gestelle, die Geilinger für konventionell gebaute Bibliotheken anbot, lange Zeit erfolgreich.

Das Skelett etablierte sich mit der Zeit ebenso im Stockwerkbau. In den 40er Jahren entwickelte sich diese Bauweise insofern weiter, als die gemauerten Brüstungen durch vorfabrizierte Wandelemente ersetzt wurden.

Durch sein gleichzeitiges Engagement im Fenster-, Tor- und Stahlbau schuf Eduard Geilinger die Basis für



Skelettbau der Stadtbibliothek Winterthur um 1916. Die Ständer und Riegel der Bücherregale bilden zugleich die Tragkonstruktion.





Brandversuche mit Stahlstützen auf dem Werkgelände «Grüze». Solche Experimente lieferten ab Ende der 1940er Jahre erstmals realistische Informationen über das Verhalten von Stahlbauten bei Bränden.

die spätere Entwicklung ganzer Baustysteme wie des Shedbaus.

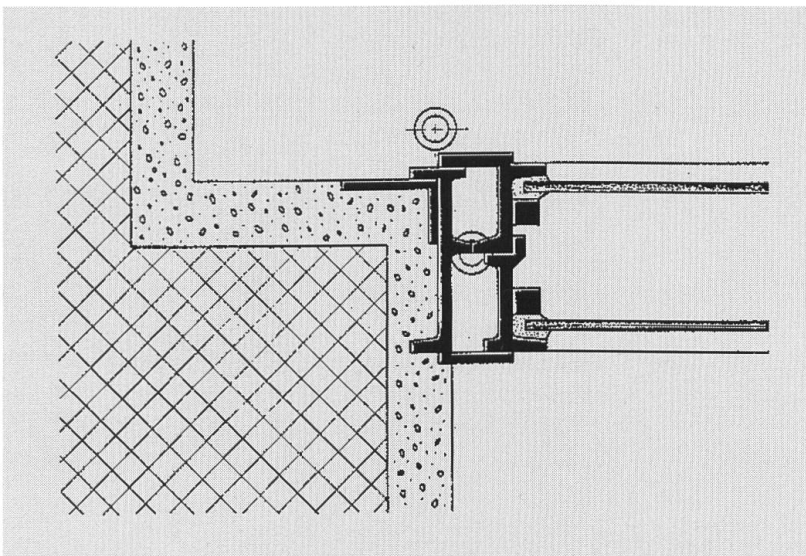
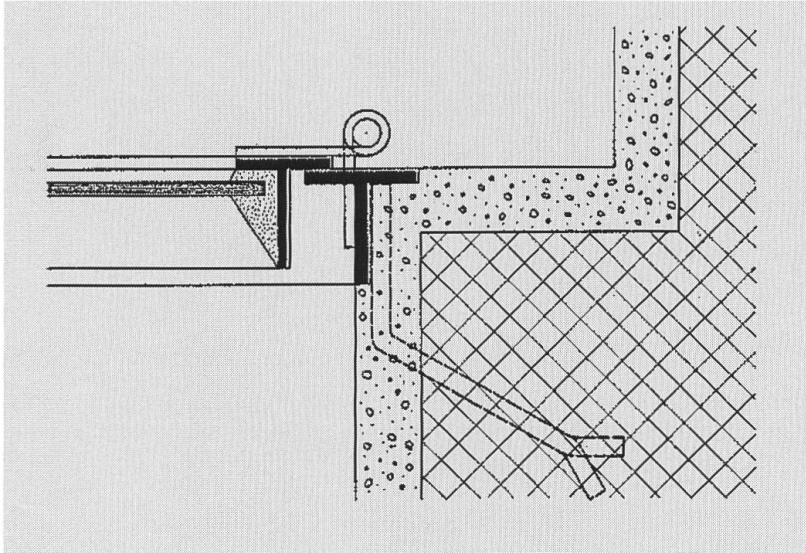
Brandschutz im Stahlbau

Auf sehr pragmatische Weise packte Eduard Geilinger in den 50er Jahren eines der besonderen Probleme im Stahlbau an – den Brandschutz. Verglichen mit der Massivbauweise hatten die Feuerversicherer bei Skelettbauten erhöhte Schutzmassnahmen gefordert und oft prohibitiv höhere Anforderungen an die Feuersicherheit gestellt. Dem lag die Annahme zu-

grunde, dass Massivbauten bei Bränden widerstandsfähiger reagierten als Stahlbauten – Beweise dafür gab es indessen nicht.

Eduard Geilinger wollte es genau wissen. Er liess 1947 als Mitglied der Technischen Kommission des Stahlbauverbands auf dem Werkareal in der Grüze eine Anlage für Brandversuche einrichten. Dort wurden Stahltragwerke, Schutzverkleidungen und Fasadensplatten befeuert, um ihr Brandverhalten unter realistischen Bedingungen abklären zu können. Mit

Industriefenster mit einfacher Verglasung aus Walzprofilen; von Geilinger seit 1900 in dieser Art gebaut



Industriefenster mit doppelter Verglasung für höhere Ansprüche. Solche Fenster stellte Geilinger in Lizenz der deutschen Firma Repal von 1930 bis 1939 her.

diesen Versuchen stellte Eduard Geilinger den Brandschutz auf eine komplett neue Grundlage. Die von ihm und seinem Sohn Werner publizierten Berichte gaben den Anstoss für internationale Forschungen; die Europäische Montanunion begann mit breit angelegten Versuchsreihen.

Fenster aus Metall

Eduard Geilinger trieb die Fabrikation von Stahlfenstern, die schon sein Vater begonnen hatte, weiter voran. Zum einen erweiterte er noch vor dem Zweiten Weltkrieg die Einsatzmöglichkeiten solcher Fenster mit einer Lizenz für die Konstruktionsweise der Leipziger Firma Repal. Zum andern wurde der Aufbau von anspruchsvolleren Industriefenstern vereinfacht.

Vor allem mit Aufträgen für Industriefenster war Geilinger & Co. gut versorgt. Durch Verbesserungen an der Konstruktion und bei der Fabrikation erlangte das Unternehmen in diesem Gebiet bald eine führende Stellung in der Schweiz.

Es wurden auch Marktnischen gefunden für Spezialausführungen wie grosse Schaufenster, Operationssaalfenster oder Eingangspartien für Geschäfts- und Industriebauten. Im Wohnungsbau aber konnten sich Stahlfenster in der Schweiz nicht etablieren – dafür wären die erforderlichen Isolationsmassnahmen zu aufwendig und zu teuer gewesen.

Mit dem Zweiten Weltkrieg brach der Markt für Stahlfenster aus Materialmangel zusammen, zumindest was Fenster für höhere Qualitätsansprüche anbelangte. In dieser Situation begann die heimische Aluminiumindustrie in Zusammenarbeit mit den Fensterproduzenten das Leichtmetallfenster zu entwickeln. Geilinger & Co. machte mit, und in Winterthur ging 1950 die erste Serie Aluminiumfenster in Produktion.

Für den breiten Einsatz der Leichtmetallfenster mussten allerdings die Dämmwerte des Rahmens entschieden verbessert werden. Durch die Entwicklung von gedämmten Leichtmetall-Fensterprofilen, an der Geilinger von Anfang an beteiligt war, konnte dies erreicht werden. Der Erfolg der Metallfenster in der Schweiz hing jedoch nicht nur vom Rahmen alleine ab, sondern von Verfügbarkeit, Preis und Qualität der Verbundgläser. Dies sind die einbaufertigen, verklebten Doppelverglasungen, die heutzutage in Fenstern überwiegend verwendet werden. Verbundgläser sind billiger einzubauen, zudem muss die Glasinnenseite nicht mehr gereinigt werden, wie dies bei üblichen Doppelverglasungen notwendig ist.

Türzargen

Ab Ende der zwanziger Jahre schuf Eduard Geilinger die Voraussetzungen für einen der später tragenden Geschäftsbereiche des Unternehmens: Mit dem Umzug in das neue Werk «Grüze» wurden eine Abbiegemaschine und später eine Abkantpresse angeschafft, mit der sich die Türzargenfabrikation aufnehmen liess. Solche anstelle von Holzzargen verwendeten Bauteile waren aufgrund ihrer Robustheit von der Industrie vermehrt gefragt. Geilinger war eines der ersten Unternehmen, das in der Schweiz Stahlzargen herstellte.

Wie die meisten Produkte zu jener Zeit waren die ersten Stahltürzargen Einzelanfertigungen. Bis sie sich als Massenprodukt etablieren konnten, brauchte es einige Jahrzehnte der Weiterentwicklung. Dann aber wurde die Serienproduktion interessant. Diese wiederum erforderte eine Fabrikationstechnik, die kleinste Fertigungstoleranzen und optimierten Zeit- und Materialaufwand bot. Bis in die 70er Jahre konnte der Zeitaufwand pro Zarge auf rund einen Viertel des Werts aus den 20er Jahren gesenkt werden.

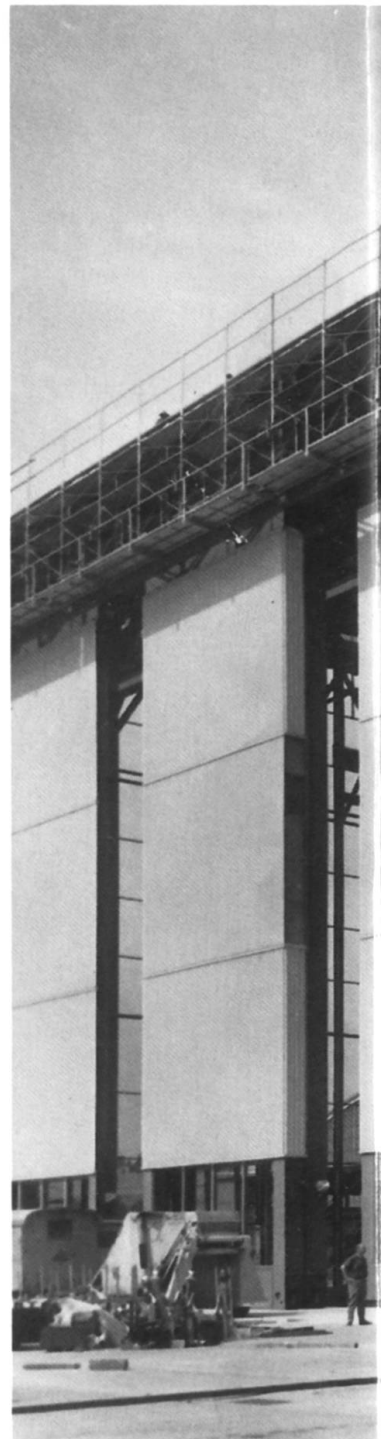
Türen und Tore für die Industrie

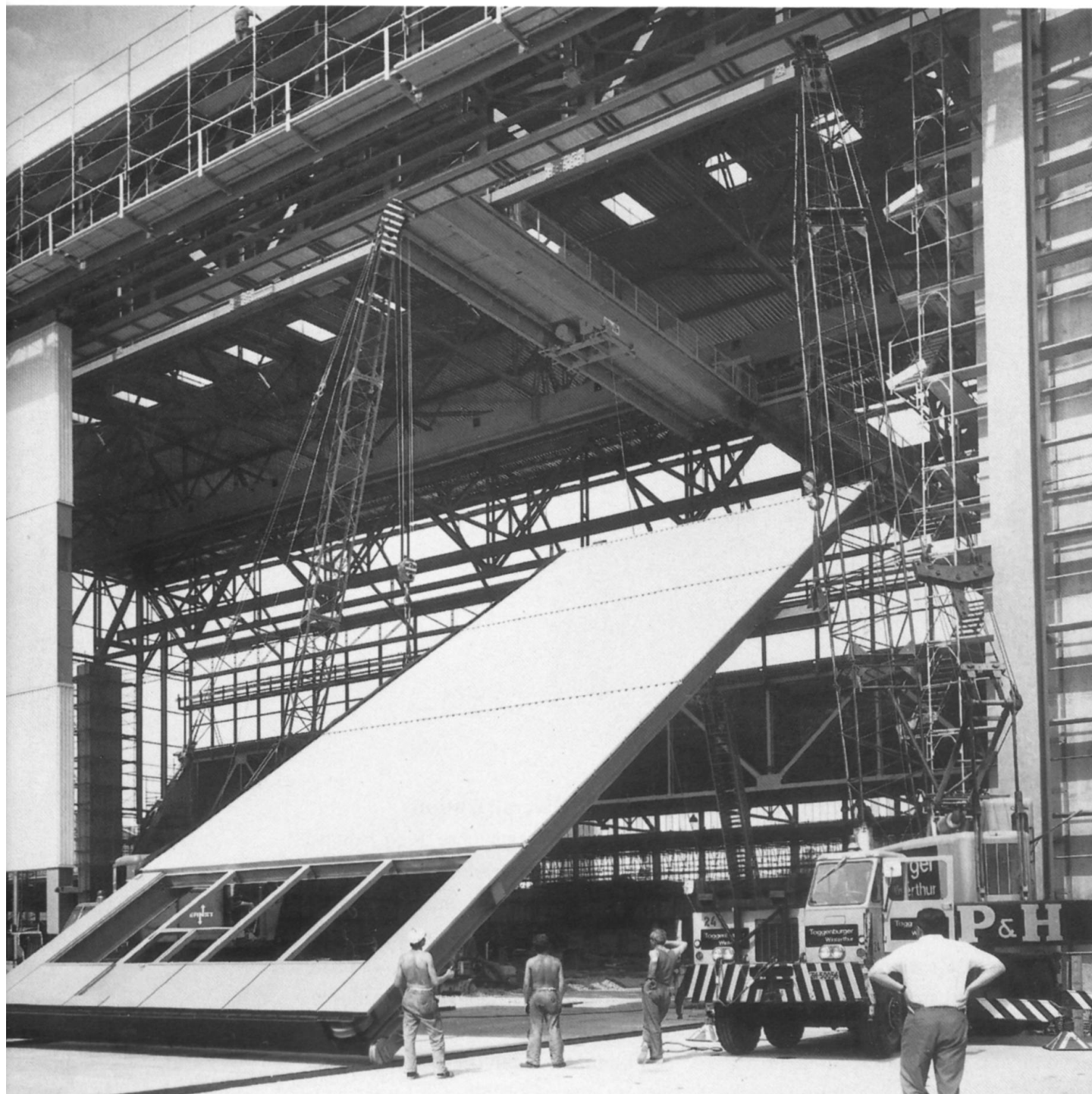
Aufbauend auf ersten Erfahrungen seines Vaters, förderte Eduard Geilinger die Produktion von Industrietüren und -toren. Ähnlich wie im Fensterbau beeinflusste das Angebot an gewalzten Eisenprofilen und das elektrische Schweissen auch die Entwicklung in diesem Bereich.

Zu den neuen konstruktiven Möglichkeiten kamen in der Zeit Eduard Geilingers die Bedürfnisse des sich wandelnden Markts. Mit der Blüte der Maschinenbauindustrie stiegen die Grössen der produzierten und zu transportierenden Produkte. Und mit diesen Produkten mussten auch die Öffnungen der Maschinen- und Werk-

hallen wachsen. Nach dem Ersten Weltkrieg konnte Geilinger Tore für verschiedene Maschinenhäuser von Kraftwerken liefern. Auch Tore für Einstellhallen von Transportmitteln – Lastwagen, Busse, Flugzeuge – gehörten zum Angebot des Unternehmens. Schon während des Zweiten Weltkriegs aber wuchsen die Ansprüche rapide weiter. Flugzeuge, grosse Turbinen- und Generatoreinheiten setzten neue Massstäbe – die Tore mussten mitwachsen.

Für die Anfang der 1970er Jahre eingeführten Jumbo-Jets mussten entsprechend grosse Werfthallen gebaut werden. Geilinger lieferte 1970 das Tor für die Halle auf dem Flughafen Zürich-Kloten. Mit 22,4 m Höhe, 148 m Breite und 480 t Gewicht ist es wohl noch immer eines der grössten Tore der Schweiz.



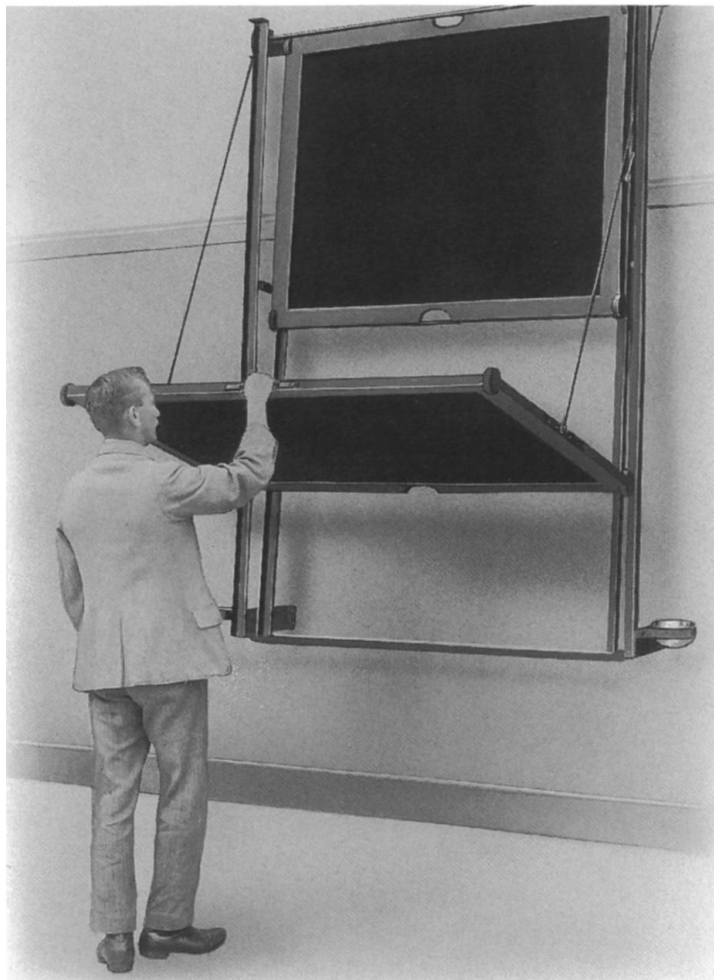


Die grössten Tore, die Geilinger je gebaut hat, sind auf Flughäfen zu finden. Eduard Geilinger hatte für die notwendige Technik das Know-how im Ausland erworben. Ein erster Erfolg war das 10m hohe und 150m breite Tor, das er 1948 für die Werft I des Flughafens Zürich-Kloten liefern konnte.

In den 60er und 70er Jahren bauten seine Nachfolger, ebenfalls für Zürich-Kloten, noch grössere Tore für die Werften grosser Düsenflugzeuge.

Den Rekord hält das 1970 gebaute Tor für die Werfthalle des Jumbo-Jets: Mit 148m Breite und 22,4m Höhe ist es 480 Tonnen schwer.

Tore solchen Ausmasses liessen sich selbstverständlich nur in enger Zusammenarbeit zwischen Schlosserei- und Stahlbaufachleuten entwickeln. Da Geilinger in beiden Bereichen gut etabliert war, verwundert es nicht, dass die Winterthurer speziell in den Boomjahren vor 1973 zum wichtigsten schweizerischen Lieferanten



Schulwandtafel, wie sie Eduard Geilinger wahrscheinlich nach 1910 herzustellen begann. Der Klappmechanismus wurde von den Schiess- tafeln seines Vaters übernommen.

von Grosstoranlagen wurden. Unter- dessen ist die Nachfrage nach Gross- toranlagen stark zurückgegangen – die Schweizer Industrie hat kaum noch Bedarf dafür.

Nach dem Zweiten Weltkrieg be- gann die Schweizer Industrie, ihre werkseigenen Transportsysteme zu mechanisieren. Dadurch entstand zu- nehmend Bedarf für automatische Türen und Pendeltüren. Beide Pro- dukte erzielten in den 60er und 70er Jahren namhafte Umsätze. Besonders die PVC-Pendeltüren gehörten bis in die 70er Jahre zu den unentbehrlichen Attributen eines nach modernen logi- stischen Grundsätzen gebauten Indu- striewerks.

Da es sich sowohl bei den Pendel- türen als auch bei den automatischen Türen meist um ausgesprochene Spe- zialerzeugnisse handelte, wurden sie noch bis in die 70er Jahre weitgehend manuell produziert.

Weitere Diversifikation

Wie sein Vater suchte auch Eduard Geilinger den Betrieb von den saiso- nalen Schwankungen des Baugewer- bes abzukoppeln. Insbesondere galt es, Spezialitäten zu finden, die die Stelle der inzwischen auslaufenden Fertigung von Gaskochherden einneh- men konnten. Auch die noch unter der Leitung von Gottlieb Geilinger ent- wickelte Zugscheibe sollte möglichst bald ersetzt werden. Trotz der guten Verkaufserfolge stand Eduard Geilin- ger dem Produkt bekanntlich distan- ziert gegenüber.

Eduard Geilinger forcierte eher die «zivile» Diversifikation. Sehr bildhaft zeigt sich dies an der Metamorphose der Zielscheiben: Eduard Geilinger übernahm von Vaters Zielscheiben den bewährten Zug- und Klappmecha- nismus und baute Schulwandtafeln daraus. Ein grosses Geschäft seien die Wandtafeln nicht gewesen, erinnert

sich Peter Geilinger. Aber immerhin wurde das Produkt bis Anfang der 60er Jahre weiter gepflegt.

Von den weiteren Diversifikationsprodukten erreichten vor allem Pferde- und Schweinestalleinrichtungen ein nennenswertes Volumen. Zu diesen Produkten war Geilinger & Co. 1912 durch den Kauf der Firma von Jakob Welter gekommen. Welter, ein tüftelnder Schmied, hatte verschiedene gute Lösungen für die Pferde- und Schweinehaltung erfunden. Stall-einrichtungen wurden bis in die 50er Jahre hinein produziert.

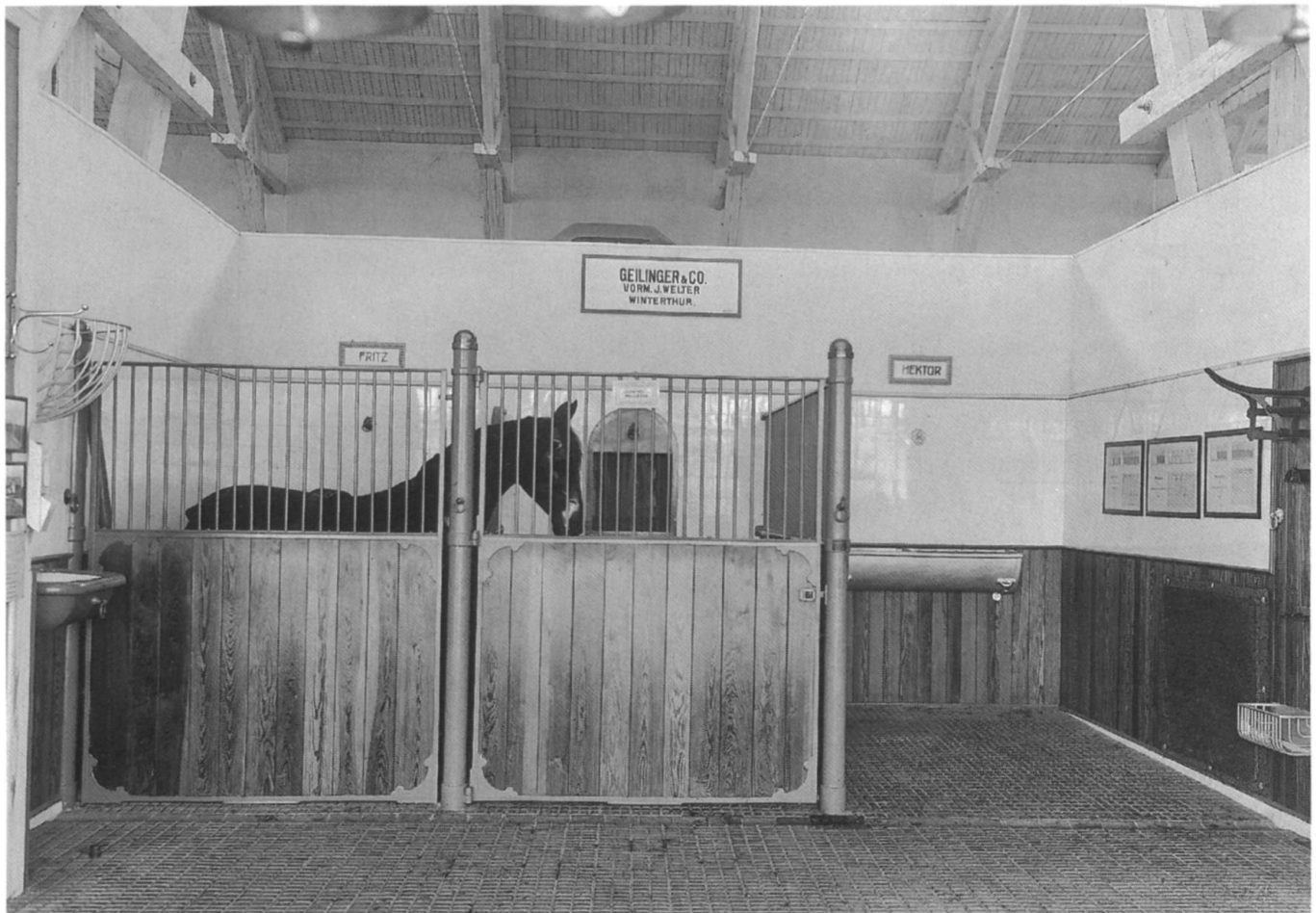
Weitere branchenfremde Aufträge konnten dank der freundschaftlichen Verbindungen Gottlieb Geilingers zu Julius Maggi akquiriert werden. Geilinger lieferte während Jahren mechanische Betriebseinrichtungen für Maggis Nahrungsmittelproduktion in Kemptthal. «Wenn man damals den nötigen Mut oder vielleicht auch Weitblick gehabt hätte, wäre wahrschein-

lich der Sprung in den Bereich Förder- und Betriebseinrichtungen gelungen», sinniert Peter Geilinger im Jahre 1994.

Während des Ersten Weltkriegs fand die Diversifikation jedoch abrupt ihr Ende. Erst in der Zwischenkriegszeit streckte das Unternehmen seine Fühler wieder in Richtung neuer Produkte aus. So war Geilinger & Co. 1939 am Bau der Schwebebahntürme für die «Landi» beteiligt.

Der Zweite Weltkrieg unterband abermals die Bestrebungen, neue Produkte zu entwickeln. Dazu reichten schon die personellen Kapazitäten nicht mehr aus – ein grosser Teil des männlichen Personals war ja ständig im Aktivdienst. Zudem beanspruchte der Kampf ums wirtschaftliche Überleben die ganze Aufmerksamkeit des Patrons. Doch kaum hatte sich der Horizont wieder etwas aufgeheitert, trieb Eduard Geilinger die Diversifikation von neuem voran.

Pferdestall von Geilinger & Co., gezeigt an einer nicht näher bekannten Ausstellung



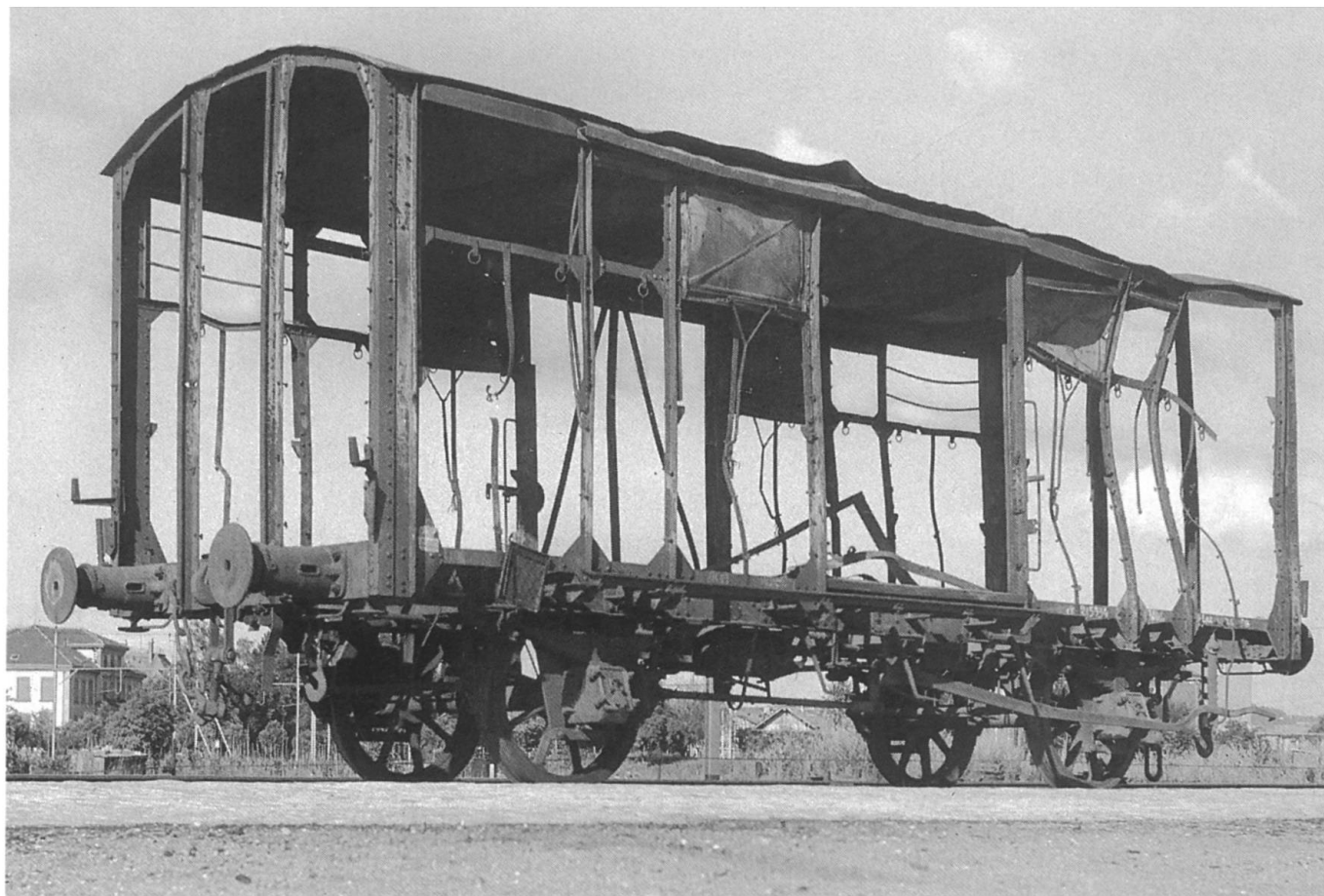


Anbauschlacht bei Geilinger: Während des Zweiten Weltkriegs ermöglichte Eduard Geilinger seinen Mitarbeitern, auf dem ungenutzten Gelände um das Werk Grüze Gemüse zu ziehen.

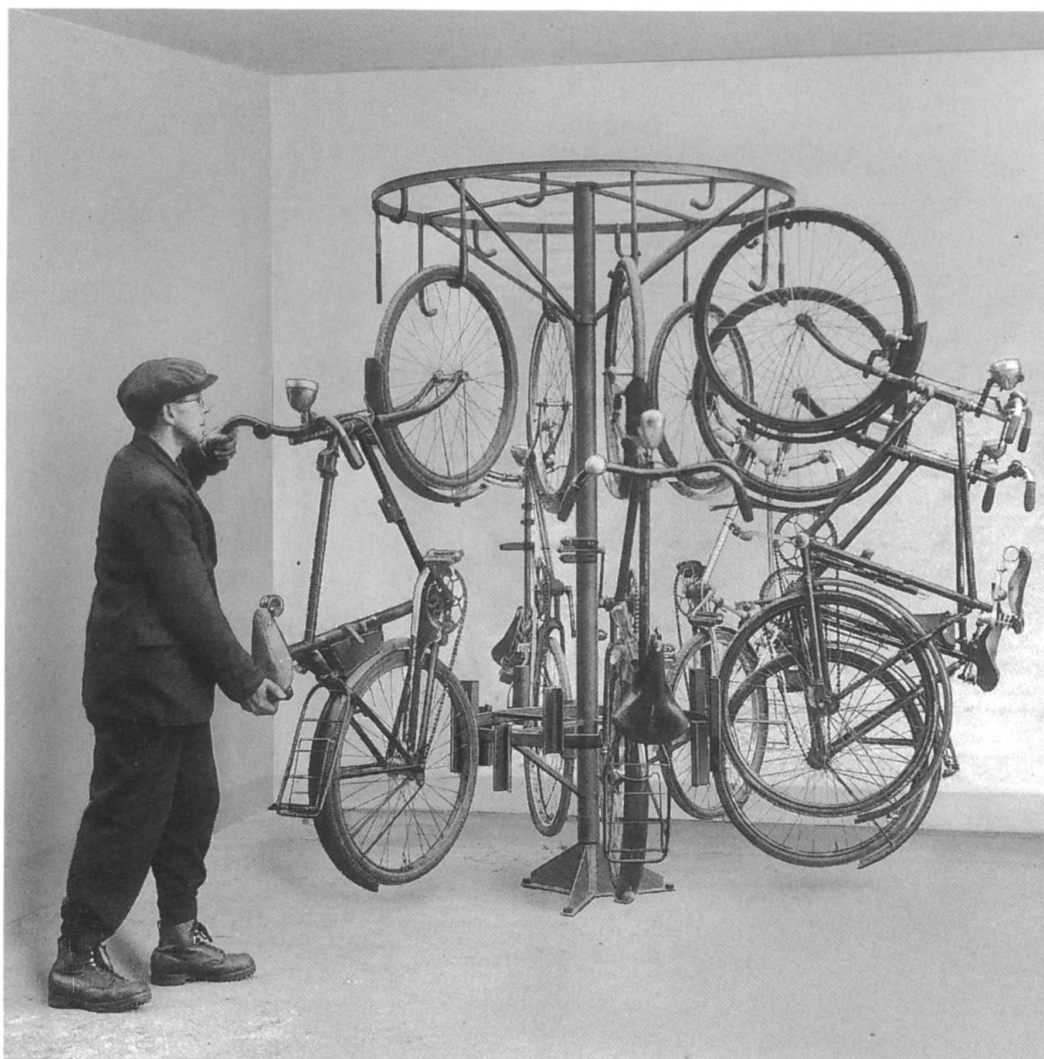
Reparatur französischer Güterwagen

Ab 1945 nahm Geilinger & Co. Aufträge für die Reparatur von rund hundert französischen Güterwagen an, die im Krieg beschädigt worden waren. Die Reparaturaktion war ein kluger Schachzug, die Fabrik wieder auf Touren zu bringen, ohne sich mit den kriegsbedingten Schwierigkeiten beim Beschaffen von Blechen und Profilen herumschlagen zu müssen. Fehlendes Rohmaterial wurde bereitgestellt, indem man die Wagen mit den grössten Schäden ausschachtete.

Nach Schätzung von Eduards Sohn Werner Geilinger, dem damaligen Werkstattchef, waren während der rund zweijährigen Aktion etwa zehn der insgesamt hundert Arbeiter in der Werkstatt mit den Reparaturarbeiten beschäftigt. Ausserdem sei der Auftrag für damalige Verhältnisse «finanziell äusserst lukrativ» gewesen. Andere schweizerische Stahlbauunternehmen waren ebenfalls an der Reparatur französischer Güterwagen beteiligt, wobei sich jedes Unternehmen auf ein bestimmtes Waggonmodell spezialisierte.



Demolierter französischer Güterwagen. Mit der Reparatur solcher Wagen konnte Eduard Geilinger seinem Unternehmen kurz nach dem Krieg Arbeit verschaffen, ohne sich mit den damals üblichen Problemen bei der Materialbeschaffung auseinandersetzen zu müssen.



Eine Version des Fahrradständers von Geilinger

Einen Überblick über die Produktpalette kurz nach dem Zweiten Weltkrieg gibt der 100-Jahr-Jubiläumsprospekt von 1946: Dort finden wir schliesslich an nicht baugebundenen Produkten: Freiluftstationen, Apparate- und Ofenbau, Archiv- und Bibliothekanlagen, Schlachthofanlagen, Elektro-Hebebühnen, Fahrradständer.

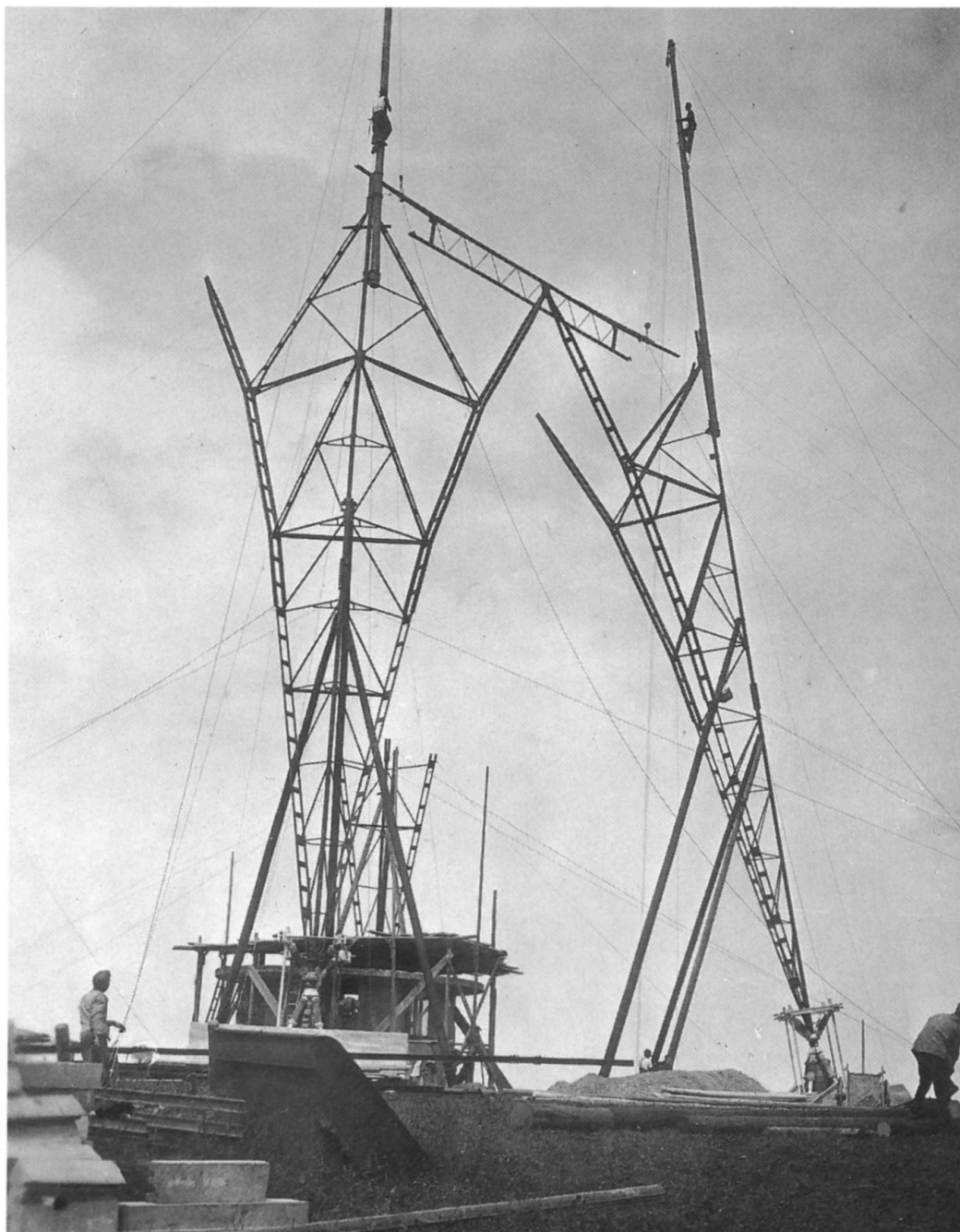
Hochspannungsmasten

1949 sei es gewesen, erinnert sich Ulrich Geilinger, als sein Vater Eduard von einer Sitzung bei den Nordostschweizerischen Kraftwerken (NOK) den Vorschlag mitbrachte, eine Hochspannungsleitung von Bremgarten nach Beznau zu bauen. Dies war

der Anfang einer jahrzehntelangen Zusammenarbeit mit dem grossen schweizerischen Stromversorger.

Solange grosse Überlandleitungen gebaut wurden, erhielt das «Mastenbüro» von Geilinger «namhafte» Aufträge im Bereich Ingenieur- und Managementleistungen. Es wurden damals Masten für verschiedene Spannungen (220 bis 380 kV) und in verschiedenen Grössen projiziert. Im oberen Teil waren die Masten wohl weitgehend standardisierbar – der untere Bereich musste jedoch je nach Gelände und Standort jedesmal neu ausgelegt werden.

Einen Teil der Masten stellte Geilinger selbst her. Dies war wohl keine



*Mastenbau für die
Nordostschweizerischen
Kraftwerke AG*

anspruchsvolle Aufgabe; es ging hauptsächlich darum, die Rohre oder Profile auf die richtige Länge zuzuschneiden, zu verzinken und anschliessend vor Ort zusammenzufügen. Weil aber für damalige Verhältnisse riesige Mengen umgesetzt wurden, liess sich auch mit der geringen Wertschöpfung recht gut Geld verdienen. Für Geilinger war das Mastengeschäft jedenfalls so bedeutend, dass es in der Buchhaltung separat geführt wurde. Peter Geilinger schätzt, dass die meisten Masten im Versorgungsgebiet der NOK von Geilinger ausgelegt wurden.

Der Schritt zur modernen Stahlbauwerkstatt

Das Geschäft, das Eduard Geilinger 1909 von seinem Vater übernommen hatte, war ein seriöser, nach alten Grundsätzen geführter Gewerbebetrieb. Rund zwei Dutzend Angestellte arbeiteten unter Meister Gottlieb Geilinger. Was wir heute als «Overhead» bezeichnen, existierte damals noch nicht. Und doch – wie bereits erwähnt – hatte der Betrieb mittlerweile jene kritische Grösse erreicht, die es vom Inhaber erfordert hätte, Befugnisse zu delegieren.

Gottlieb Geilinger, schon 56jährig, hatte sich offensichtlich nicht vorstellen können, Mitarbeiter in die Führung des Unternehmens einzubeziehen. Dies führte zuletzt auch zu Überforderung und zu entsprechenden gesundheitlichen Folgen. Eduard hingegen, der sich vor allem um die Weiterentwicklung des Stahlbaus kümmern wollte, zögerte nicht, sich auf der administrativen und technischen Seite zu entlasten. 1913 stellte er den ersten technischen Mitarbeiter ein – «den legendären Hadorn», wie ihn Eduards Sohn Peter Geilinger nennt.

Die Einstellung Ernst Hadorns steht für eine Zäsur in der Unternehmens-

politik. Er war nicht nur der erste Mitarbeiter, der mit Projektierungsaufgaben betraut wurde, sondern er war eigentlich die erste «Entwicklungsabteilung» in persona. In seinen Verantwortungsbereich fielen alle Produkte, die den Rahmen der üblichen Bau Schlosserei sprengten. Dazu gehörten etwa Entwicklungsarbeiten an Gasherden, Zugscheiben, Stalleinrichtungen, Wandtafeln, Bibliotheksgestellen oder später an schweren Hebebühnen. Zugleich wirkte er bis 1940 als Betriebsleiter.

Im jungen Walter Beck gewann Eduard Geilinger 1926 den späteren Chef seiner Stahlbauabteilung. Beck, ursprünglich Konstruktionszeichner, bildete sich im Selbststudium zum Statiker und Bauingenieur aus. Während 25 Jahren, bis zu seinem frühen Tod, war er die Stütze des Bereichs Stahlbau.

Im kaufmännischen Bereich wurden die Schwestern Emma und Marguerite Fantoni zu fachkundigen Assistentinnen. Als zu Beginn des Zweiten Weltkriegs der Firmeninhaber als Kommandant einer HD-Abteilung einrücken musste, bewährte sich Emma Fantoni als Stellvertreterin. Marguerite war die Buchhalterin und vertrat in der vierten Generation das Finanzwesen in der Geschäftsleitung.

Neubau in der Grüze

Das erweiterte Sortiment hatte am Standort Technikumstrasse/Lagerhausstrasse mehrere Ausbauphasen ausgelöst. Bereits Mitte der 20er Jahre drohte das Unternehmen sein Korsett wieder zu sprengen. Zudem litt zur selben Zeit die benachbarte, von der Familie Geilinger mitgegründete Eulachgarage (Winterthurs erste Autowerkstatt) ebenfalls unter Raumnot. Eduard plante deshalb zielstrebig den Neubau in der Grüze, einem Industriegelände im Osten von Winterthur.

1926 und 1927 kaufte er Bauland, 1928 liess er die neue Fabrik bauen, und schon 1929 konnte sie bezogen werden. An der Lagerhausstrasse blieben nur noch die Reparaturabteilung und Teile der Administration. Im neuen Werk arbeiteten im Eröffnungsjahr rund hundert Mitarbeiter. Trotz der erst kurz zurückliegenden Krisenzeit liess sich das Projekt finanziell gut verdauen, das Unternehmen war «vollständig schuldenfrei» (Peter Geilinger), und der Landverkauf an die Eulachgarage brachte obendrein noch Bares.

Gottlieb Geilinger hatte sich anfangs noch entschieden gegen die Verlegung der Werkstatt gewandt, weil ihm die Distanz zur Stadt zu gross erschien. Er konnte den Umzug nicht mehr miterleben – Gottlieb Geilinger starb 1927.

Bezüglich des unternehmerischen Stils führte Eduard weiter, was sein Vater begründet hatte. In seiner Ära tat sich die Firma deutlicher durch innovative Mitarbeiterpolitik hervor. 1943 trat das Unternehmen dem Friedensabkommen der schweizerischen Maschinen- und Metallindustrie bei und anerkannte die Gewerkschaften als Vertragspartner. Es wurde ein Lohnsystem eingeführt, das auf einer Arbeitsplatz- und einer Persönlichkeitsbewertung beruhte. 1948 bereits nahm die erste gewählte Personalkommission ihre Arbeit auf.

Väterliche Pläne

Etwa zur Zeit seines Eintritts ins Unternehmen heiratete Eduard Geilinger Alice Schneider. Im Gegensatz zu ihrer Schwiegermutter Anna Geilinger-Ehrensberger arbeitete Alice nicht im Betrieb mit. Sie war mit der Erziehung ihrer fünf Söhne und dem Führen des grossen Haushalts ausgelastet. Mit ihrer Arbeit zu Hause hielt sie dem Ehemann sozusagen den Rücken frei

für sein gesellschaftliches und kulturelles Engagement, das er neben der Funktion als Firmeninhaber leistete.

In Erinnerung an seinen Hals-über-Kopf-Einstieg in die Firma plante Eduard die Übergabe des Geschäfts an seine Nachfolger minutiös. Die Berufswahl seiner Söhne Werner und Peter hat er, so Peter Geilinger rückblickend, «sehr aktiv beeinflusst». Konkret hiess das: Ab etwa dem Mittelschulalter nahm Eduard Geilinger die Ausbildung von Werner und Peter zielbewusst in die Hand.

Von seinen fünf Söhnen sollten nur zwei im Geschäft aktiv werden. Zwei, so überlegte er, müssten bei Meinungsverschiedenheiten miteinander reden – bei mehr Nachfolgern sah er die Gefahr von Fraktionsbildung und Zersplitterung in der Firmenleitung.

Werner, als älterer der beiden, sollte nach dem Willen des Vaters an der ETH Bauingenieur studieren. Peter hingegen sollte das Handwerkliche lernen. Schon damals aber regte sich in der jungen Generation ein gewisser Widerstand gegen diese Vorbestimmung. Dies äusserte sich beispielsweise darin, dass Werner gegen den Willen des Vaters in den ersten Semestern naturwissenschaftliche Fächer belegte. Erst nach einiger Zeit hatte er sich dem «sehr deutlich manifestierten Wunsch des Vaters gebeugt und das Bauingenieurstudium vorangetrieben» (so Peter Geilinger über seinen Bruder).

Auch Peter Geilinger folgte den väterlichen Plänen anfänglich ohne grosse Begeisterung. Er musste ein- einhalb Jahre vor der Maturitätsprüfung die Kantonsschule verlassen und die Bauschlosserlehre antreten. Anschliessend studierte er am Technikum Winterthur Maschinenbau.

Wie weit der Wunsch des Vaters ging, seinen Söhnen bessere Startbedingungen zu ermöglichen, zeigt sich



*Eduard und
Alice Geilinger um
1910*

auch darin, dass er Peter zur Ausbildung in die Westschweiz schickte – «Weil mein Vater seinerzeit recht jung die Ausbildung abbrechen musste, ist das Französisch bei ihm zu kurz gekommen. Seiner Lebtag hat er darunter gelitten, dass er Französisch nur schlecht beherrschte», erinnert sich Peter Geilinger.

Musik im Herzen

Eduard Geilinger war ein vielseitig interessierter und engagierter Mensch. Besonders leidenschaftlich konnte er sich für klassische Musik begeistern. Er spielte von klein auf Violine und wirkte als junger Mann im Winterthurer Stadtorchester mit. Seine Liebe zur Musik hatte ihn auch mit seiner Frau Alice zusammengeführt: Sie hatten sich bei einer Probe des Gemischten Chors kennengelernt.

Von 1938 bis zu seinem Tod 1955 förderte und lenkte er als Präsident das Musikkollegium Winterthur, dessen

Vorstand er seit 1913 angehört hatte. Als er das Amt antrat, ahnte er wahrscheinlich nicht, wie stark es ihn in Anspruch nehmen sollte. Im grossen ganzen übernahm er ein finanziell bescheiden ausgestattetes, aber recht gut organisiertes Saisonorchester. Mit dem Zweiten Weltkrieg aber fingen die Probleme an: Kriegswirtschaft und Geldknappheit erforderten ein dauerndes Krisenmanagement, wollte man das Orchester erhalten.

Auf der einen Seite lancierte er Versuche, das Orchester auf Ganzjahresbetrieb umzustellen und von der Stadt mehr Subventionen zu erhalten. Auf der anderen Seite verordnete er ein Sparprogramm. Als Freisinnigem war ihm die Vorstellung einer Staatskultur ein Greuel: «Die Gefahr der Verstaatlichung oder Kommunalisierung», so sein Rezept, «kann am besten durch das intensive Interesse am künstlerischen Leben unserer Institution gebannt werden.»

*Eduard Geilinger im
Sitzungszimmer
des Musikkollegiums
Winterthur, 1953*



Dass es mit dem Interesse der Öffentlichkeit an der Musik nicht weit her war, musste Eduard Geilinger besonders 1953 schmerzlich erfahren. Damals wurde das neue Finanzierungskonzept des Kollegiums, das mehr Subventionen und den ganzjährigen Betrieb des Orchesters ermöglicht hätte, in der Volksabstimmung abgelehnt. Nach diesem negativen Entscheid stellte er, der sich jahrelang selbstlos für die Sache der Musik eingesetzt hatte, konsterniert fest, «dass die kulturellen Güter in unserem Volke nicht in so starkem Masse verankert sind, wie wir uns das vorstellten, dass Liebe und Verständnis fehlen, sobald es sich darum handelt, für die Pflege dieser Werte materielle Mittel zu bewilligen. Die Interessen weiter Kreise unserer Generation bewegen sich, darüber muss man sich ganz klar sein, unbekümmert um Einkommen und Schulbildung in anderer Richtung».

Was die Arbeit Eduard Geilingers in dieser turbulenten Zeit für das Musikkollegium wert war, fasste dessen Vizepräsident Alfred Läuchli, wenn auch etwas pathetisch, so doch nicht minder treffend zusammen: «Mit seinem Scharfsinn, seiner Urteilskraft, seiner Zähigkeit und seinem Arbeitsvermögen widmete er sich allen diesen Aufgaben und wurde für den Ablauf des Geschehens bestimmend. Durch das Gehege der organisatorischen Wirksamkeit leuchtet die Seele des Mannes, der nachgedacht, vorausgedacht, für andere gedacht und gehandelt hat.»

Wirtschaft, Politik ...

Eduard Geilinger war ein Getriebener von seinen Visionen des gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Lebens. Es ist erstaunlich, welches Pensum er insgesamt zu leisten vermochte. Hierzu nur einige Beispiele: 1919, gerade vierunddreissig,

wurde er in den Vorstand des Gewerbeverbandes Winterthur gewählt. 1925 bis 1932 war er dessen Präsident.

Auf Wunsch der grossen Arbeitgeber Winterthurs engagierte sich Eduard Geilinger ab 1938 im Vorstand der ältesten Winterthurer Wohnbaugenossenschaft, der Gesellschaft für Erstellung billiger Wohnhäuser (GEBW).

Er hatte mehrere Verwaltungsratsmandate in der Elektrizitätswirtschaft, unter anderem ab 1931 bei den Elektrizitätswerken des Kantons Zürich (EKZ), bei den Nordostschweizerischen Kraftwerken (NOK) und beim Kraftwerk Wäggital. 1952 übernahm er das Präsidium der Hypothekarbank in Winterthur, deren Verwaltungsrat er ab 1946 angehört hatte. Zudem war er Präsident der Buchdruckerei Winterthur und Delegierter der Eulachgarage AG, an der die Familie Geilinger von Anfang an beteiligt ist.

Die Engagements für die Sache der Wirtschaft gaben Eduard Geilinger wiederum Gelegenheit, seine fortschrittlichen Ansichten als Arbeitgeber umzusetzen. Er setzte sich in den Verwaltungsräten, denen er vorstand, regelmässig und mit Nachdruck für den Ausbau der Pensionskassen und die Äufnung entsprechender Fonds ein.

1921 bis 1946 war er im Winterthurer Gemeinderat als Vertreter der Freisinnigen, die sich damals noch Freisinniger Gemeindeverein nannten. Von 1938 bis 1946 präsierte er die Winterthurer Sektion der Partei. In den dreissiger Jahren war er Vizepräsident der Freisinnigen Partei des Kantons Zürich.

Grossen Einsatz forderte das Präsidium des Verbandes Schweizerischer Brückenbau- und Hochbau-Unternehmen (VSB) von 1940 bis 1946. Zusammen mit der Privatwirtschaft hatten die Bundesbehörden wegen der drohenden Abschnürung vom kriegs-

führenden Ausland die nötigen kriegswirtschaftlichen Organe aufgebaut. Eduard Geilinger hatte dabei als Vertreter des Stahlbaus in der Sektion für Eisen und Maschinen mitzuwirken. Diese Institution teilte den Betrieben das knappe Rohmaterial zu und schränkte dessen Verwendung ein. Dass die Verhandlungen oft hart waren, lässt sich erahnen, wenn man bedenkt, dass der Stahlverbrauch im Bau während des Kriegs zeitweise auf ein Viertel schrumpfte.

Trotz seiner politischen und wirtschaftlichen Ämter war Eduard Geilinger die Verflechtung von Wirtschaft und Politik ein Graus: «Wenn mit der Politik private Interessen verknüpft werden, wenn die Politik die Meinung der andersdenkenden Mitbürger nicht mehr anzuerkennen vermag, sondern nur noch mit persönlichen Verunglimpfungen und Verdächtigungen arbeitet, dann allerdings verdirbt sie den Charakter der Menschen. Wenn Politik aber als treue Arbeit im Dienste um die Allgemeinheit aufgefasst wird, wenn die freien Anschauungen des Menschen gewürdigt und anerkannt werden, dann bildet sie eine wertvolle Bereicherung des Lebens», schrieb er zu seinem Rücktritt als Präsident des Gemeindevereins im «Neuen Winterthurer Tagblatt» im Februar 1947.

... und Journalismus

Zu guter Letzt war Eduard Geilinger auch Journalist im Nebenamt. Für das «Neue Winterthurer Tagblatt» schrieb er regelmässig Artikel zu Themen, die ihn interessierten und mit denen er im Alltag konfrontiert wurde.

Liest man seine Beiträge, so entdeckt man eine einfache, fast asketische Sprache. Er war alles andere als ein Zeilenschinder – eher macht es den Anschein, dass hier mit bewusst knappem Einsatz an sprachlichen Mitteln ein Maximum an Form erzielt werden

sollte. Vielleicht drang hier der Bauingenieur durch, der sich durchaus mit dem Imperativ «Form folgt Funktion» der Bauhaus-Avantgarde identifizieren konnte.

Integrationsfigur und Ästhet

Eduard Geilinger war im Innersten ein Ästhet; er «wusste das Schöne von überall her aufzunehmen» – so Lothar Kempter in seiner Gedenkrede zu Eduards Tod. Diese Gabe erlaubte es ihm, auch im täglichen Umgang mit politischen Gegnern, geschäftlichen Partnern oder Mitarbeitern den Sinn in den Gegenargumenten zu suchen und auch zu finden. So war er auch bei den Sozialdemokraten als Politiker und Unternehmer geachtet. «Er war beileibe kein Sozialdemokrat, er war ein überzeugter Freisinniger im alten, liberalen Sinne, jedoch nicht ein blosser Reaktionär, und er gab auch dem politischen Gegner recht, wenn er von dessen Gründen überzeugt werden konnte», schrieb Redaktor Heinrich Zindel am 13. Januar 1955 in der «Winterthurer Arbeiterzeitung».

«Unser Vater», schrieb Sohn Ulrich Geilinger 1988, «gehörte in der Freisinnigen Partei nicht dem <kapitalistischen Flügel> an. Die Verantwortung gegenüber den anderen Mitbürgern und die republikanische Tradition wurden hochgehalten. Wir waren aktive Pfadiführer und bekannten uns zu den Ideen von Robert Baden-Powell. Wir waren zwar keine fromme Familie, aber religiöse Überzeugungen waren uns wertvoll. Den ausländisch gefärbten Militärtraditionen standen wir ablehnend gegenüber und stiegen deshalb auch nie zu höheren Offiziersrängen auf. Dieser Grundhaltung schloss sich die Überzeugung, dass auch eine industrielle Unternehmung sich an übergeordneten Wertvorstellungen zu orientieren habe, nahtlos an.»

Pfadfinder als Vorbild

In der Tat war Eduard Geilinger ein engagierter Verfechter der Pfadfinderbewegung. In den Prinzipien ihres Gründers fand er Ideale, die er auch im Umgang mit seinen Mitarbeitern umzusetzen versuchte. Dass er seine Söhne zu den Pfadfindern schickte, verstand er als erzieherische Massnahme.

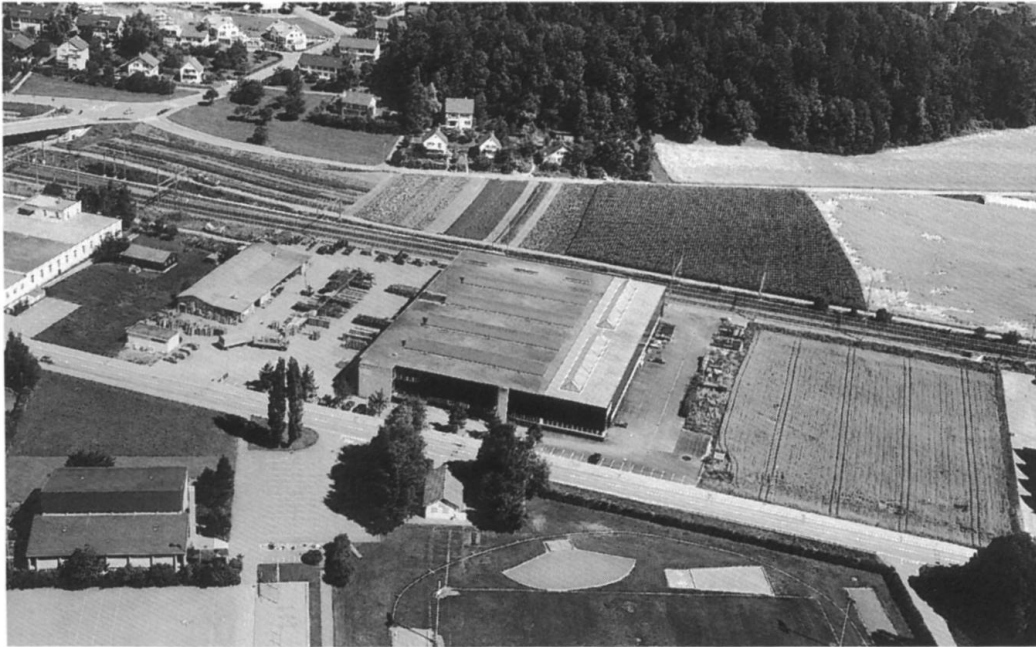
Dort, so seine Überlegungen bei einem Vortrag vor den Rotariern, würden junge Menschen durch «Toleranz in religiösen und politischen Dingen» dazu erzogen, «den Gegner zu achten und zur Milderung der Gegensätze, die unser Volk zerreissen, beizutragen und schliesslich

auch für eine Völkerversöhnung einzutreten».

Auch nach dem Einstieg seiner Söhne ins Geschäft blieb Eduard Geilinger «aktiv und kreativ» (Ulrich Geilinger). Doch der Tod seiner Frau Alice Anfang 1954 traf ihn empfindlich, und eine schwere Krankheit machte ihm zunehmend zu schaffen. Kurz vor Neujahr 1955 wollte er sich durch eine Operation Klarheit über seinen gesundheitlichen Zustand verschaffen. Der Eingriff zeigte, dass an Heilung nicht mehr zu denken war – seine Lebenskraft war erschöpft. Wenige Tage später, am 11. Januar 1955, starb Eduard Geilinger – ein halbes Jahr vor seinem 70. Geburtstag.



Von oben:
Das Stahlbauwerk
Bülach auf dem
Gelände der ehemali-
gen Schweisswerk
Bülach AG, stillgelegt
1991; Aufnahme 1984.
Werk Elgg für Norm-
elemente am Bau, ge-
baut 1971, stillgelegt
1995; Aufnahme 1981.
Das moderne Stahlbau-
werk in Yvonand am
Neuenburgersee, gebaut
1974, erweitert 1991;
Aufnahme 1991.



Die Entwicklung von 1946 bis 1995

Wachsen im Wirtschaftsboom

Seit dem Tod von Gottlieb Geilinger 1927 war die Firma als Kommanditgesellschaft eingetragen. Eduard Geilinger war unbeschränkt haftender Gesellschafter; Bruder Dr. Gottlieb Geilinger, später Rektor der Kantonschule Winterthur, war lediglich als Kommanditär beteiligt. Als erster aus der vierten Generation wurde 1946 Eduards Sohn Werner Teilhaber. Sein jüngerer Bruder Peter Geilinger folgte ihm 1948.

Zum ersten Mal in seiner Laufbahn als Unternehmer boten sich dem schon Sechzigjährigen optimale Verhältnisse. Die Wirtschaft in der Schweiz fasste nach dem Krieg zügig Tritt. Die beiden jungen Teilhaber waren für ihre Aufgabe gut ausgebildet und voller Tatendrang. Damit setzte eine bisher nicht mögliche Dynamik ein. Eduard Geilinger gelang es, in den ihm noch verbleibenden zehn Lebensjahren zusammen mit seinen Söhnen die Firma zu einem führenden Unternehmen des ingenieurmässigen Stahlhochbaus und Metallbaus zu machen. In rascher Folge wurden neue Produkte entwickelt, die Fabrikationsanlagen erweitert und neue, moderne Führungsmethoden eingeführt.

Zwischen 1945 und 1948 verdreifachte sich der Umsatz – der Ausbau des Werks drängte sich auf. Nach einigen punktuellen Erweiterungen wurden eine grosse Stahlbauhalle, zusätzliche Rohmateriallager und eine Korrosionsschutzanlage im Werk Grüze gebaut. Nach dem Tod Eduard Geilingers 1955 wuchs die Firma unter seinen Nachfolgern rasch weiter. Bis

1965 vervierfachte sich der Umsatz von fünf auf zwanzig Millionen Franken; die Mitarbeiterzahl stieg von 130 auf 330.

Für den reibungsarmen Übergang hatte Eduard Geilinger vorgesorgt. Überhaupt muss er sich intensiv mit allgemeinen Fragen des Generationenwechsels in Unternehmen befasst haben. Diese Ideen sind unter anderem nachzulesen in seinem Referat «Gedanken zum Generationenproblem», das er im November 1954 an einer Unternehmertagung in «Boldern» ob Männedorf hielt – zwei Monate vor seinem Tod. Für einen geordneten Übergang auf die junge Generation müssen nach den Vorstellungen Eduard Geilingers die folgenden zwei Voraussetzungen erfüllt sein: «Der Betrieb muss technisch und organisatorisch einigermaßen in Ordnung sein, und in personeller Hinsicht muss dem Unternehmen ein Stab tüchtiger Mitarbeiter zur Verfügung stehen, der im Lauf der Jahrzehnte zielbewusst herangebildet worden ist und auf dessen Treue unbedingter Verlass sein kann.»

Bei Geilinger & Co. waren diese Voraussetzungen in der Tat erfüllt: Im Familiären hatte Eduard Geilinger die Übertragung des Unternehmens an die Erben weitsichtig geregelt, so dass es die Nachfolger über Jahrzehnte in seinem Geiste weiterführen konnten. Die bisherigen Teilhaber Werner und Peter Geilinger blieben vollverantwortliche Gesellschafter. Die drei weiteren Brüder Eduard, Robert und Ulrich wurden als Kommanditäre mit einem festen Haftungskapital beteiligt.

Nachwuchs im Kader

In den Personalentscheiden jener Anfangsjahre der vierten Generation hatten die Firmeninhaber eine glückliche Hand. Zwischen Anfang und Ende der 50er Jahre wurden mehrere für das spätere Gedeihen der Firma wesentliche Mitarbeiter angestellt.

1949 konnte der Betriebsfachmann Arthur Graf für das Werkstattkader gewonnen werden. Er wurde die treibende Kraft bei der Verselbständigung der Fabrikation von Normbauteilen und erster Leiter des Werks Elgg. 1959 begann der junge polnische Hochschuldozent Stanislaw Bryl bei Geilinger & Co. zu wirken. Bryl entwickelte in 30 Jahren viele neue Anwendungsmöglichkeiten, ja ganze Bausysteme für den Stahlbau, die inzwischen Allgemeingut geworden sind. Dazu gehörten Erfolgsprodukte wie der Geilinger Shed und der Stahlpilz. Ins gleiche Jahr fällt der Eintritt des Elektroingenieurs Paul Grether, der auf innovative Weise die Entwicklung von mechanisierten Spezialkonstruktionen wie Grosstoranlagen und Zugangsschleusen vorantrieb. Später entwickelte er wärme gedämmte Leichtmetallfenster. Ebenfalls 1959 trat der junge Stahlbauingenieur Konrad Huber die Nachfolge des früh verstorbenen Walter Beck an. In drei Jahrzehnten prägte Huber zusammen mit Bryl die Entwicklung des Stahlhochbaus nicht nur bei Geilinger, sondern auch auf nationaler und sogar auf europäischer Ebene.

Kauf der Schweisswerk Bülach AG

Anfang der 60er Jahre war es wieder soweit: Das Unternehmen hatte sein 1929 erweitertes Werk in der Grüze «ausgewachsen». Daran änderte auch die Akquisition kleinerer Firmen in der Ostschweiz nichts, die alle 1970 wieder aufgegeben wurden.

Speziell dem mittlerweile stark gewachsenen Bereich Stahlbau sollte ein neues Werk weiteres Wachstum ermöglichen. Da im Osten der Stadt, an das Werk Grüze anschliessend, kein Bauland zu kaufen war, wurde 1963 für einen Neubau in Elgg, einer 2900-Seelen-Gemeinde östlich von Winterthur, Baugrund erworben. Geplant war, dort ein Werk für die neu zu gründende «Geilinger Stahlbau AG» hochzuziehen. Als Partner für das ehrgeizige Unternehmen konnte man die Winterthurer Firma Rieter gewinnen, die ein Drittel der Aktien übernehmen sollte.

Alles war bestens für den Neubau vorbereitet, als sich 1968 unvermittelt eine andere Lösung aufdrängte: Die grösste Konkurrentin im Bereich des Stahlbaus, die Schweisswerk Bülach AG von Max Gideon, wurde Geilinger zum Kauf angeboten. Geilinger griff zu.

Trotz der Beteiligung von Rieter: Es war ein respektabler Brocken, den sich die Winterthurer da einverleibten. Geilinger machte damals mit 250 Mitarbeitern rund 29 Millionen Franken Umsatz, die Schweisswerk Bülach AG war mit 24 Millionen und 250 Mitarbeitern fast ebenso gross. Durch die Akquisition katapultierte sich Geilinger mit einem Schlag auf Platz 1 im schweizerischen Stahlbau.

Die Übernahme löste firmenintern gehörige Umstrukturierungen aus. Um das Management zu verstärken, warben Peter und Werner Geilinger ihren jüngeren Bruder Ulrich von der Chemischen Fabrik Uetikon ab. Ulrich Geilinger wurde Teilhaber und übernahm die Leitung der erworbenen Fabrik in Bülach. In der Folge wurde die alte Stahlbauabteilung von Geilinger in die neue Gesellschaft Geilinger Stahlbau AG, Bülach, integriert.

Die Eingliederung des Schweisswerks Bülach scheint Geilinger & Co.



vergleichsweise mühelos bewerkstelligt zu haben. Geholfen haben dürfte dabei auch die ausgesprochen gepflegte Firmenkultur, die von den neuen Eignern «wo nötig auch energisch durchgesetzt wurde», wie Ulrich Geilinger sich ausdrückt. Mit welcher Achtung man sich des neuen Sprosses annahm, zeigt sich beispielsweise in der Jubiläumsbroschüre von 1972: Dort wurde in einem ausführlichen Beitrag auf die Geschichte des zur selben Zeit 25 Jahre feiernden Werks Bülach eingegangen – so, als habe es schon immer zur «Familie» gehört. Man darf annehmen, dass die Bülacher Belegschaft ihre allenfalls gegen die neuen Chefs gerichteten Ressentiments recht schnell verloren hatte. Dies ist keine Selbstverständlichkeit, wenn man bedenkt, dass es heutzutage bei Firmenübernahmen oft über Jahre hinweg zu passivem Widerstand in der Belegschaft kommt.

Im Zusammenhang mit der Übernahme der Schweisswerk Bülach AG begegnen wir einem weiteren leitenden Mitarbeiter, der die Entwicklung des Unternehmens massgeblich geprägt hat. Für die Leitung der mitübernommenen Generalunternehmung der Bülacher wurde 1969 Ernst Schmid angestellt. Er baute diese kleine Abteilung zielsicher aus und machte sie zu

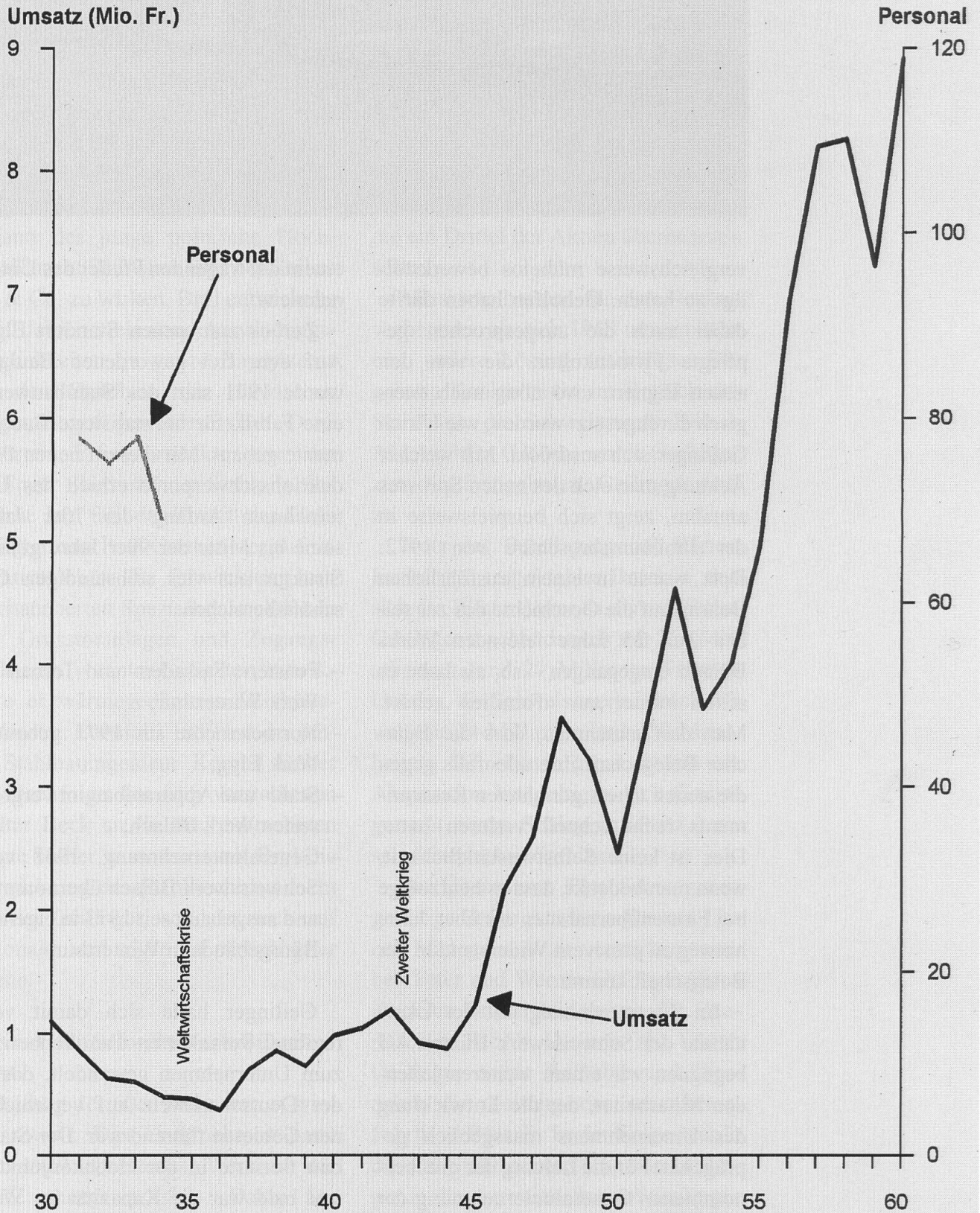
einem der tragenden Pfeiler des Unternehmens.

Zurück zum neuen Standort Elgg: Auf dem frei gewordenen Bauland wurde 1971 statt des Stahlbauwerks eine Fabrik für normalisierte Bauelemente gebaut. Mit diesem neuen Produktionsschwerpunkt erhielt das Unternehmen Anfang der 70er Jahre seine bis Mitte der 90er Jahre gültige Struktur aus vier selbständigen Geschäftsbereichen:

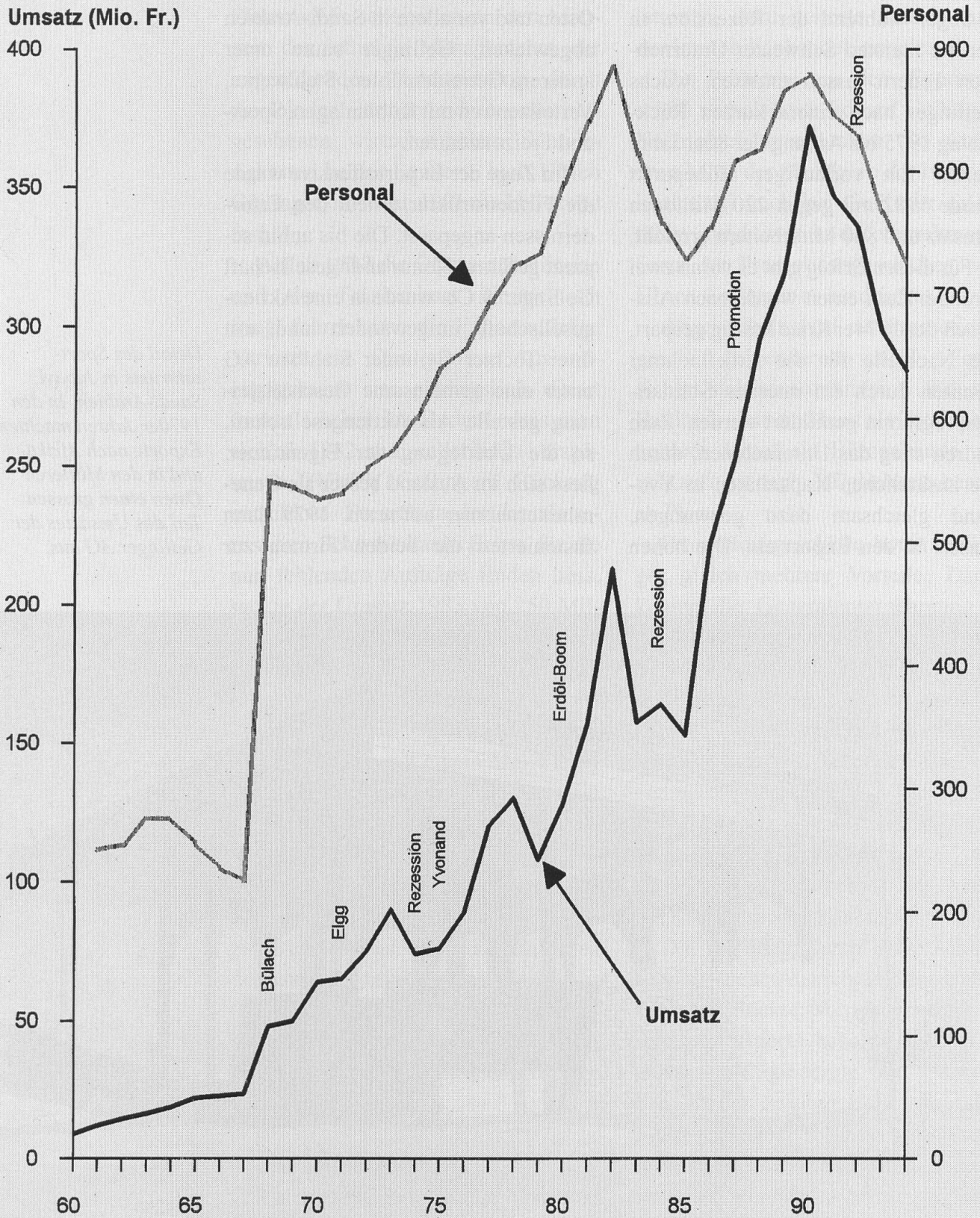
- Fenster-, Fassaden- und Torbau im Werk Winterthur;
- Normelemente im 1971 gebauten Werk Elgg;
- Stahl- und Apparatebau im vergrösserten Werk Bülach;
- Generalunternehmung, 1968 vom Schweisswerk Bülach übernommen und ausgebaut, seit 1973 in eigenem Bürogebäude in Winterthur.

Geilinger hatte sich damit vom regional verankerten Familienbetrieb zum Unternehmen gewandelt, das in der Deutschschweiz auf verschiedenen Gebieten führend war. Der Stahlbau florierte in der Hochkonjunktur, und bald war die Kapazität im Werk Bülach zu klein. Dies veranlasste die Firmenleitung 1975, ein zweites Stahlbauwerk in Yvonand (VD) am Neuen-

Mitarbeiter und Umsatz 1930-1960



Mitarbeiter und Umsatz 1960-1994



burgersee zu bauen. Damit wurde das Unternehmen zweisprachig – und der Geilinger-Stahlbau erhielt gesamtschweizerische Bedeutung.

Ölpreisschock, zweites Stahlbauwerk und Exporte

Sogar während der Rezession, in der die meisten Schweizer Unternehmen Federn lassen mussten, wuchs Geilinger nach einem kurzen Rückschlag 1975 bis Anfang der 80er Jahre weiter. Ein vorläufiger Höhepunkt wurde 1982 mit gegen 220 Millionen Umsatz und 860 Mitarbeitern erreicht.

Für diesen Erfolg gibt es vorab zwei Gründe: Zum einen wurde nach Ausbruch der 1974er Krise kräftig gespart, die Nachteile für die Arbeitnehmer konnten durch ein internes Solidaritätsprogramm gemildert werden. Zum anderen stieg das Unternehmen, durch die zusätzlichen Kapazitäten in Yvondand gleichsam dazu gezwungen, massiv in den Export ein. Die hohen

Energiepreise dämpften ja nur die Märkte der Industrieländer – in den öl-exportierenden Ländern war viel Geld und ein grosser Bedarf an oft prestigeträchtigen Bauprojekten vorhanden.

Grosse Generalbauprojekte wurden in Algerien, Westafrika, im Mittleren Osten und vor allem in Saudi-Arabien abgewickelt. Geilinger baute unter anderem Getreidemühlen, Stahlwerke, Verteilzentren mit Kühlanlagen, Sport- und Freizeitzentren.

Im Zuge der Exportoffensive wurde die Firmenstruktur erneut den Erfordernissen angepasst. Die bis anhin separat geführte Kommanditgesellschaft Geilinger & Co. wurde in eine Aktiengesellschaft umgewandelt und mit ihrer Tochter Geilinger Stahlbau AG unter eine gemeinsame Geschäftsleitung gestellt. Als Aktiengesellschaft, so die Überlegung der Eigentümer, liess sich im Ausland besser als Generalunternehmer auftreten. 1979 dann fusionierten die beiden Firmen zur

Detail des Sportzentrums in Jubayl, Saudi-Arabien. In den 1970er Jahren machten Exporte nach Afrika und in den Mittleren Osten einen grossen Teil des Umsatzes der Geilinger AG aus.



«Geilinger AG, Ingenieur- und Metallbauunternehmung».

Um in den Exportländern dauerhaft Fuss zu fassen, beteiligte sich Geilinger ab 1980 auch an Stahlbaufirmen in Ägypten und Nigeria. Die Beteiligungen erwiesen sich indessen bald als Flops: «Wir scheiterten an den Mängeln des örtlichen Managements, der ungenügenden Unterstützung durch die lokalen Partner und an unvorhergesehenen wirtschaftlichen Schwierigkeiten beider Länder», hielt Ulrich Geilinger im Mai 1991 rückblickend fest.

Als ab 1982 die Ölpreise abstürzten und der Frankenkurs himmelhoch stieg, fuhren auch die Exportaufträge Verluste ein. Das gesamte Auslandengagement riss schliesslich derart grosse Löcher ins Budget, dass man sich ab 1982 zum «allerdings verspäteten» (Ulrich Geilinger) Rückzug entschloss. Da sich in der damals rezessiven Schweiz kaum Ersatz für die nun fehlenden Aufträge finden liess, sackte der Umsatz 1983 von 250 Millionen auf 160 Millionen Franken ab; ein empfindlicher Verlust in der Jahresrechnung war die Folge.

Damit war die Kapazität der Fabrikationsbetriebe mit einem Mal wieder zu hoch. Es wurde – vor allem im Stahlbau – redimensioniert, es wurde in Betrieb und Büro mit Hilfe der EDV rationalisiert, und es wurde Personal entlassen. Ab 1985 gelang es, die Effizienz im Stahlbau durch das Einführen des computerunterstützten Zeichnens (CAD) beträchtlich zu erhöhen. Zum selben Zeitpunkt erreichte der Personalbestand mit 730 Mitarbeitern einen vorläufigen Tiefstand.

Promotionsgeschäfte

Als neue Gewinnquelle erschloss sich die Firma damals die sogenannten Promotionsgeschäfte. Dies ist insofern bemerkenswert, als solche Immo-

biliengeschäfte von Eduard Geilinger noch sehr kritisch beurteilt wurden. Ulrich Geilinger entsinnt sich der hohen moralischen Grundsätze seines Vaters: «Die Unternehmung selbst sollte die Gewinne aus ihrer produktiven Tätigkeit und nicht durch Spekulationen, dazu gehörte damals auch der Immobilienhandel, erzielen.»

Die Probleme aus dem Exportgeschäft veranlassten Eduard Geilingers Nachfolger umzudenken. So wurde etwa Mitte der 80er Jahre der Immobilienhandel auch bei Geilinger salonfähig, «und zwar in der vornehmeren Form der Promotionsgeschäfte», wie Ulrich Geilinger es ausdrückte.

Abgewickelt wird ein Promotionsgeschäft folgendermassen: Die Firma sichert sich an attraktiven Standorten Bauland, plant und baut als Totalunternehmer darauf ein Bürogebäude und verkauft es nach Möglichkeit bereits ab Plan.

Promotionsgeschäfte boten Geilinger gleich mehrere Vorteile: Damit konnte die Generalunternehmung in den damals florierenden Bereich der Verwaltungsbauten vordringen, und die eigenen Produktionsdepartemente kamen zu zusätzlichen Aufträgen. Und schliesslich hatte der Bau auf eigene Rechnung den Vorteil, dass Innovationen (beispielsweise die HIT-Fassaden, siehe weiter hinten) am Objekt entwickelt und in den Markt eingeführt werden konnten.

Die vor allem durch Ernst Schmid forcierte neue Ausrichtung des Unternehmens glückte: Vom Promotionsgeschäft profitierte besonders das Departement Engineering und Generalbau. In der zweiten Hälfte der 80er Jahre verliehen der Bau von schlüsselfertigen Industriewerken und die neue Branche Renovationen dem Unternehmen zusätzliche Impulse. Umsatz, Ertrag und Personalbestand stiegen wieder.

Ab 1988: die fünfte Generation

1986 stiess die Rieter Holding ihre Viertelsbeteiligung an der Geilinger AG ab. Peter und Ulrich Geilinger übernahmen mit ihren beiden Nachfolgern die Anteile und hielten damit die Aktienmehrheit am Unternehmen. Etwa gleichzeitig vollzog sich ein weiterer Generationenwechsel. Werner Geilinger war 1984 mit 70 Jahren aus dem Verwaltungsrat zurückgetreten, Peter Geilinger folgte ihm 1988 und Ulrich Geilinger 1991.

Ernst Schmid, der frühere Leiter der Generalunternehmung und Präsident der Geschäftsleitung, übernahm sozusagen als Mittler zwischen der vierten und der fünften Generation den Vorsitz des Verwaltungsrats; Franz J. Albrecht, Schwiegersohn von Ulrich Geilinger, und Diethelm Geilinger, Sohn von Peter Geilinger, teilten sich in die operative Verantwortung für das Unternehmen. Management und Kapitalmehrheit blieben so auch in der fünften Generation zusammen. Mit den beiden Nachfolgern treffen wir erstmals Nichttechniker als Inhaber – beide sind Ökonomen.

Werk Bülach wird geschlossen ...

1989, die nächste Rezession kündigt sich den Feinfühligsten bereits an, prüft die Geschäftsleitung, die Stahlbauproduktion vollständig ins neuere Werk Yvonand zu verlegen: «Wie können wir, in Anbetracht einer sich schon leicht abzeichnenden Rezession, unsere Kosten spürbar senken?» fragte der Leiter des Departements Stahlbau, François Frochoux, in der Mitarbeiterzeitschrift 3/1991.

In der Tat produzierte Geilinger zu jener Zeit in den zwei modern ausgerüsteten Werken recht teuer. Infolge des allgemeinen Absatzrückgangs im schweizerischen Stahlbau konnte das Unternehmen die Werke bei weitem nicht auslasten. Aufgrund der Studie

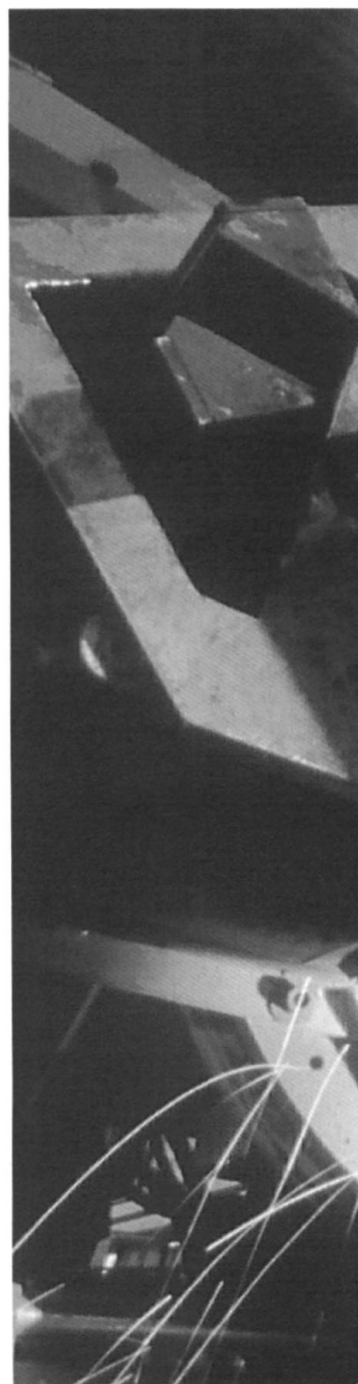
einer internen Arbeitsgruppe entschied die Geschäftsleitung 1991, Bülach ab- und Yvonand auszubauen.

Diese Entscheidung fiel in einer Zeit, die es der Firma dank (noch) gutem wirtschaftlichem Umfeld erlaubte, durchdachte und akzeptable Lösungen für das betroffene Personal zu finden. François Frochoux, selbst seit 20 Jahren mit Bülach verbunden, erinnert sich: «Die Verhandlungen mit den Personalkommissionen waren hart, aber die Mitarbeiter sahen sehr schnell, dass alles sehr gut vorbereitet war und dass den meisten Werkstattmitarbeitern in der Firma weiterhin eine Beschäftigung angeboten werden konnte.» Für diejenigen, denen gekündigt werden musste, konnten auf dem Arbeitsmarkt relativ leicht neue Stellen gefunden werden.

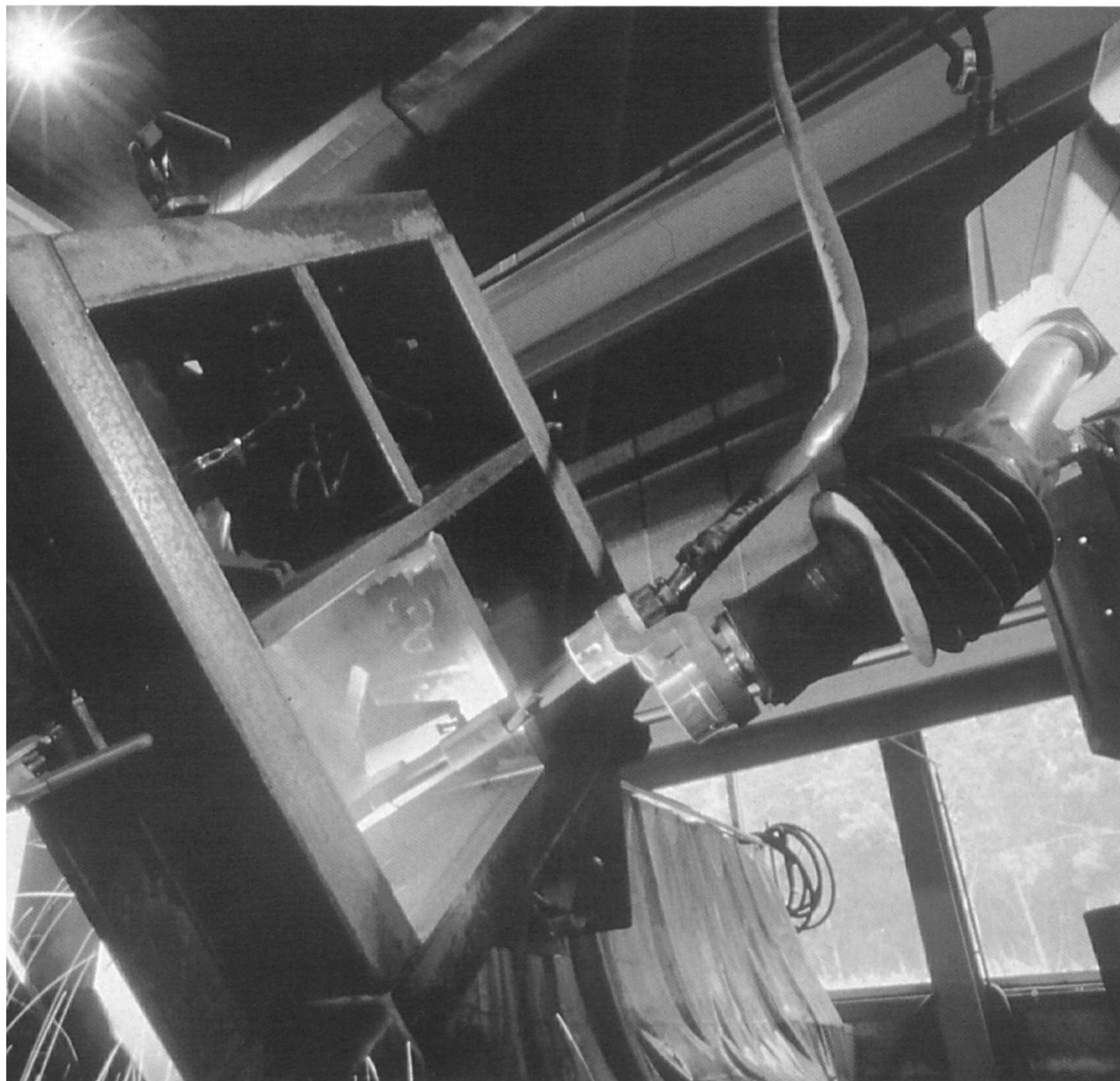
... und Yvonand modernisiert

Was in Yvonand entstand, ist die derzeit grösste und modernste Produktionsanlage für den Stahlbau in der Schweiz. Das Werk arbeitet nach dem Prinzip des CIM (Computer Integrated Manufacturing). Dies bedeutet, dass ausschliesslich am Computer konstruiert und gezeichnet wird. Der Rechner liefert dann aufgrund der Konstruktionspläne automatisch Werkstattpläne, Übersichten, Perspektiven und Stücklisten. Zudem werden die numerisch gesteuerten Maschinen direkt vom Computer aus programmiert. Mit dieser Ausrüstung vermochten die rund 80 Mitarbeiter in der letzten Zeit zwischen 10 000 und 14 000 Tonnen Stahl jährlich zu verarbeiten.

Was die neue Fertigungstechnik tatsächlich an Veränderungen in die ehemalige Schlosserei brachte, zeigt folgender Ausschnitt aus einem Artikel der Mitarbeiterzeitschrift, den der ehemalige Leiter der Stahlbau-Ingenieurtechnik, Konrad Huber, 1990 verfasst hat: «Die frühere hand-



Computer Integrated Manufacturing: ein Schweissroboter im Werk Yvonand beim Schweissen eines Stahlpilzes



werkliche Bearbeitung jedes Einzelteiles ist heute rationellen, arbeitsteiligen Fertigungstechniken mit modernem, spezialisiertem Maschinenpark gewichen. Genügten früher in einer einfachen Schlosserwerkstatt fünf einfache Bearbeitungsmaschinen, nämlich Säge, Bohrmaschine, Schneidbrenner, Schweissapparat sowie ein kleiner Kran, um Stahlbauten respektabler Grösse herstellen zu können, so sind es heute numerisch- oder computergesteuerte Bearbeitungsmaschinen, die entsprechend der Bauteilform und Bauteilgrösse, die Herstellung nach

genau vorbereiteten Arbeitsprozessen ausführen. Drahtbürste und Pinsel für den Korrosionsschutz sind durch Sandstrahlautomaten und Farbspritzanlagen ersetzt worden. Dies hat eine markante Reduktion des Stundenaufwandes gebracht, in unserer Firma zum Beispiel von zirka 30 Stunden je Tonne (1960) auf zirka 10 Stunden je Tonne (1989).»

Neue Rezession und Bereinigung der Produktpalette

Mit den strukturellen Massnahmen der frühen 80er Jahre war das Unter-

nehmen bis Anfang der 90er Jahre gut gefahren. Doch die neueste Rezession liess die Baunachfrage wieder massiv zurückgehen. Die nicht ausgenutzten Kapazitäten auf dem Schweizer Markt liessen die Preise zerfallen.

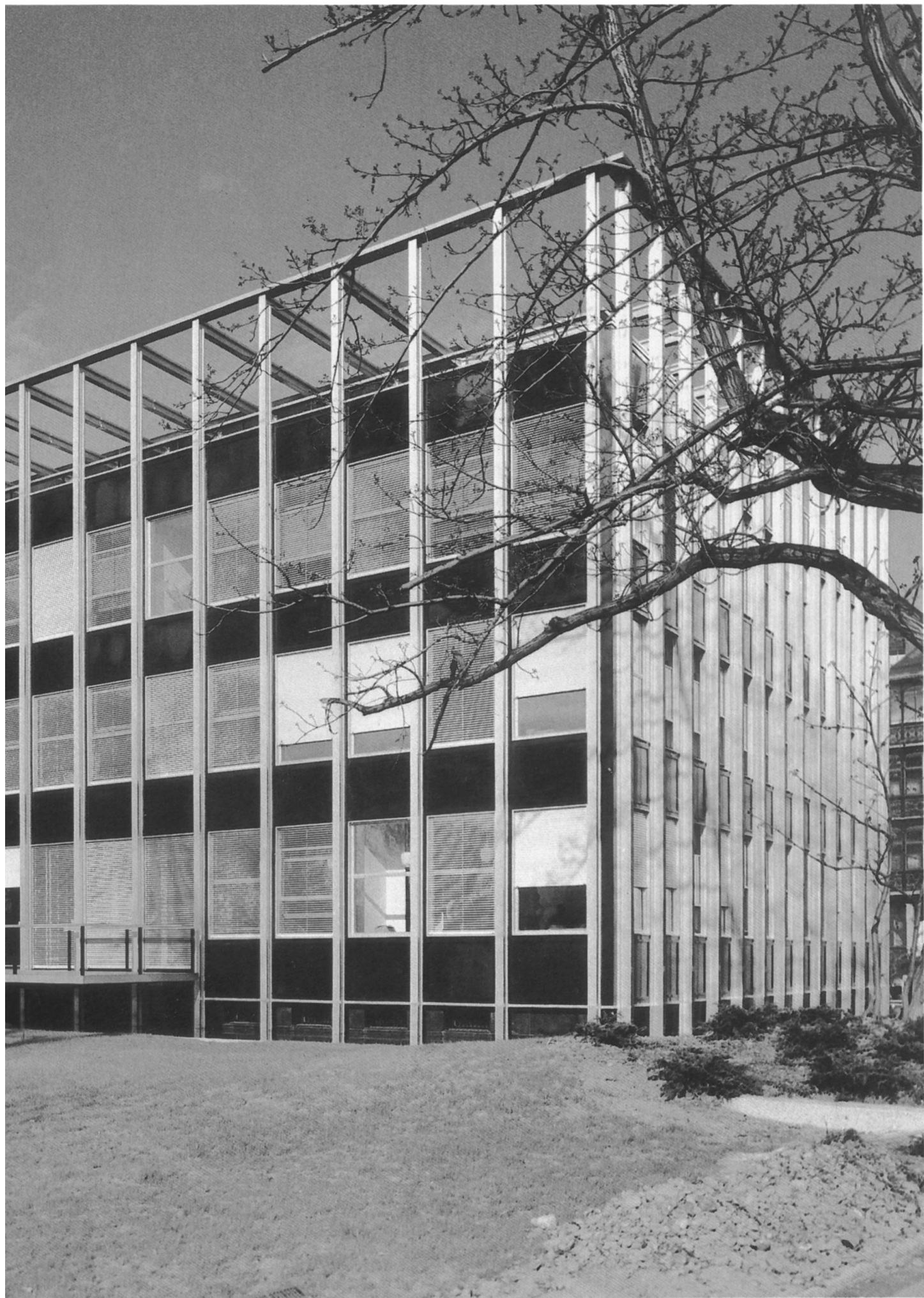
Soweit zur Entwicklung der Firma – doch, was wurde seit dem Zweiten Weltkrieg an Produkten hergestellt? Ging es bei den Produkte-Entwicklungen in der Zeit von Eduard Geilinger noch überwiegend um die Verbesserung von Einzelteilen am Bau, so erhielten bei seinen Nachfolgern Aktivitäten in Richtung Systeme, Gesamtbauwerk und Ingenieurleistungen mehr Gewicht. Insgesamt wurde die Produktpalette bis etwa 1960 ständig ausgeweitet, dann aber auf die Hauptgebiete konzentriert. Um den Rahmen dieses Buchs nicht zu sprengen, wird die technische Entwicklung des Unternehmens anhand einiger ausgewählter Beispiele dokumentiert.

Fenster und Fassaden

Das Sortiment der bei Geilinger gefertigten Fenstertypen wurde 1950 um Aluminiumfenster und 1959 um Holz-Aluminiumfenster erweitert. Während Aluminiumfenster wegen ihrer Dauerhaftigkeit vor allem am Industrie- und Verwaltungsbau geschätzt werden, finden die Holz-Aluminiumfenster im Wohnungsbau Absatz. Die angenehme Holzinnenfläche entspricht eher den Vorstellungen von Wohnlichkeit. Holzmetallfenster sind dauerhafter als

Fassadenbau war nach dem Zweiten Weltkrieg zu einem wichtigen Zweig der Geilinger AG geworden. Hier das Alusuisse-Verwaltungsgebäude in Zürich, gebaut von Prof. H. Hoffmann





Holzfenster und günstiger im Unterhalt.

Eine Pionierleistung im Bereich des Fensterbaus gelang dem Unternehmen mit der Entwicklung der Hochisolationstechnik. Begonnen hatte dies 1977: Damals startete Geilinger zusammen mit der Gebäudetechnikabteilung von Sulzer Forschungen in Richtung hochwärmegedämmter Fassaden. Weil in Fassaden stets die Fenster die wärmetechnisch schwächsten Stellen sind, wollten die Forschungspartner die Wärmedämmung dieser Bauteile entscheidend verbessern.

Nach rund fünf Jahren konnten die beiden Firmen 1983 der staunenden Fachwelt den Prototyp eines Fensters vorstellen, dessen k-Wert unter 0,8 lag – ein Weltrekord. Um dies zu erreichen, hatten die Forscher das Fenster sozusagen komplett neu erfinden müssen.

Kern des HIT-Fensters (Hoch-Isolations-Technik) ist eine Doppelverglasung, deren Zwischenraum von zwei gespannten dünnen Kunststoff-Folien in drei Kammern geteilt wird. Auf die Folien sind zusätzlich wärmereflektierende Metallschichten aufgedampft. Damit lassen sich für das Glaselement k-Werte zwischen 0,5 und 0,7 W/m²K erreichen. Dies entsprach damals dem vier- bis fünffachen Dämmwert einer IV-Doppelverglasung und immer noch dem drei- bis vierfachen einer Dreifachverglasung. Das Glaselement ist in einem gut gedämmten Aluminium- oder Holz-Aluminiumrahmen montiert. Als weiteren Nutzen verleiht die spezielle Bauweise dem HIT-Fenster eine sehr gute Schalldämmung.

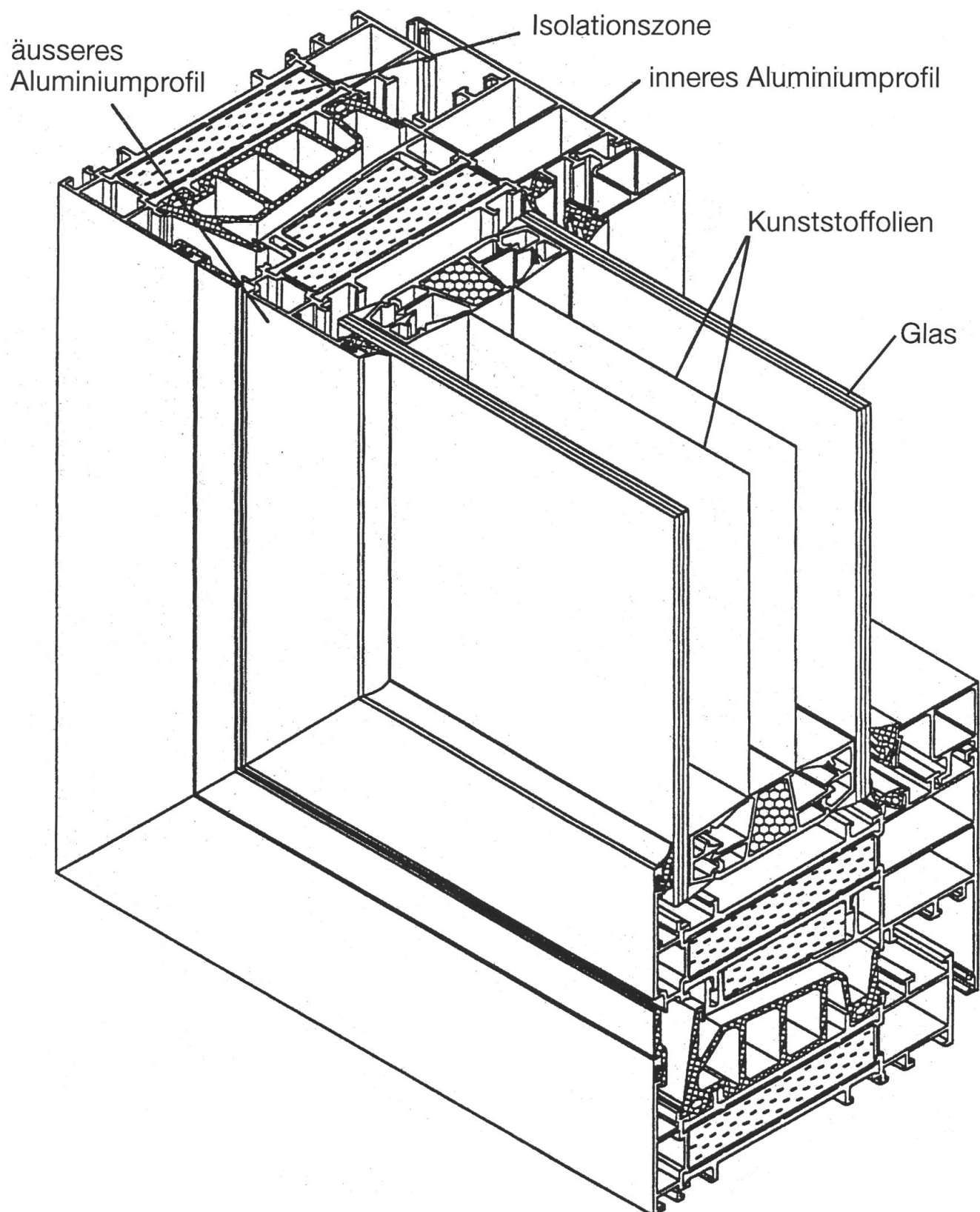
Nach aufwendigen Versuchen (unter anderem am Restaurant auf dem Junfraujoch in 3500 Metern Höhe) und Detailverbesserungen lancierten Geilinger und Sulzer 1984 die erste Serie HIT-Fenster. Als erstes Referenzprojekt erhielt das Bürogebäude

«Tour Balexert» in Genf eine HIT-Fassade und eine speziell auf die Möglichkeiten der HIT-Technik hin ausgelegte Gebäudetechnik. Da die Wärmeverluste durch die HIT-Fassade in der Regel kleiner sind als die im Bürogebäude entstehende Abwärme (Geräte, Beleuchtung, Menschen), konnte die Heizung ausserordentlich klein bemessen werden. Sie brauchte bloss noch den Spitzenbedarf zu decken; die restliche Wärme liess sich durch eine Lüftungsanlage mit Wärmerückgewinnung bereitstellen.

Noch im selben Jahr zog sich Sulzer aus der Entwicklungsgemeinschaft zurück – Geilinger war fortan allein für das Produkt zuständig. Grund dafür war unter anderem, dass Sulzer den Anteil an Gebäudetechnik in Gebäuden mit HIT-Fassaden als zu klein und zu uninteressant einstufte – ein Irrtum, wie sich später zeigen sollte. Ausserdem liessen Reaktionen von potentiellen Kunden befürchten, dass eine derart enge anbieterseitige Koppelung von Gebäudehülle und Gebäudetechnik vom Markt als Monopol interpretiert und deshalb wahrscheinlich nur schwer akzeptiert würde.

Weitere Entwicklungen und Verbesserungen führten 1987 schliesslich zur ersten Fabrikationsstrasse im Werk Winterthur. In den folgenden Jahren konnten einige Verwaltungsbauten mit HIT-Technik gebaut werden. 1987 schlossen Geilinger und das kanadische Unternehmen Visionwall den ersten Lizenzvertrag ab. Geilinger ist an Visionwall minderheitlich beteiligt.

Um dem Fenster auf einem Markt mit fallenden Energiepreisen Erfolg zu verschaffen, wurde die Konstruktion bis 1990 nochmals überarbeitet. Im Zuge der Entwicklungsarbeiten liessen sich die Herstellungskosten um rund ein Drittel senken. Seit September 1991 ist im Werk Grütze die neue, hochautomatisierte Produktionsanlage



Schnitt durch ein HIT-Fenster



für HIT-Glaselemente in Betrieb. Ein Teil der Produktion läuft in einer Reinraumanlage ab, um die Innenseite der Gläser und die Folien vor Verschmutzung zu schützen. Das HIT-Element wird heute je nach Bedarf in Grössen bis zu 1,8 mal 4 Meter hergestellt.

Als letzten Schritt in der Entwicklung der HIT-Technik lancierte Geilinger Ende 1993 das Gebäudekonzept BATISO (Bâtiment Isotherme). In solchen Gebäuden wird die HIT-Fassade mit einer thermisch aktiven Decke und einer sanften Lüftung kombiniert. Dadurch lässt sich der Wärmebedarf nach Berechnungen von Geilinger auf 20 bis 30 Prozent eines konventionellen Gebäudes reduzieren. Auch die Kühlung benötigt weniger Energie, da die Kühllasten im Sommer so klein bleiben, dass das Gebäude mit Verdampfungskühltürmen, also ohne Kältemaschinen, auskommt.

Mehr Ingenieurarbeiten

In den Anfangszeiten unter Eduard Geilinger hatten sich die Aufgaben

des technischen Büros im Stahlbau noch auf das Vorbereiten der Pläne für die Fabrikation beschränkt. Um im Unternehmen selbst die verschiedenen Probleme der Statik und der Ausführung bearbeiten zu können, wurden aber mehr Techniker und Ingenieure angestellt. Begabte Mitarbeiter wurden mehr und mehr mit Projektierungsarbeiten betraut. Dies hatte zur Folge, dass bei Geilinger & Co. die eigenen Leistungen im Ingenieurbereich ab etwa den 30er Jahren zunahmen.

Damals war das noch aufwendige Rechenarbeit. «Die Baustatik und die Festigkeitslehre, die dem Ingenieur bei der Beurteilung seiner Tragwerkkonzeption nur Hilfsmittel sein sollten», ist in der Jubiläumsschrift zum 125-jährigen Bestehen der Firma zu lesen, «entarteten zu seiner Hauptbeschäftigung. Anstatt seine Arbeitskraft auf die Lösung der gestellten Probleme konzentrieren zu können, wurde der Ingenieur der dreissiger und vierziger Jahre zur Rechenmaschine degradiert.»

Die Landi-Halle von 1939 (oben und rechts) wurde vom technischen Büro von Geilinger & Co. entworfen.



Zu den frühen Aufträgen des technischen Büros zwischen etwa 1930 und 1960 gehörten Brücken, Industriehallen, Verwaltungsbauten, Hochspannungsmasten oder etwa die Festspielhalle für die «Landi» 1939 in Zürich.

Es war ein breites Programm, das Geilingers Ingenieure damals bearbeiteten. Erst die Sortimentsbereinigung von 1960 erlaubte es, die eigenen Ingenieurarbeiten in den Schwerpunkten Industrie- und Hochbauten zu konzentrieren. So wurde beispielsweise fortan auf den Bau von schweren Stahlbrücken und von Stahlfenstern verzichtet.

Um die Forschungs- und Entwicklungsarbeiten zu fördern, wurde die Stelle eines wissenschaftlichen Mitarbeiters geschaffen und mit dem jungen Ingenieur Stanislaw Bryl besetzt. Dieser Schritt löste im Unternehmen eine intensive Forschung und Entwicklung in der Bautechnik aus, die kontinuierlich bis in die Gegenwart fortgeführt wurde. Der Einsatz zahlte sich aus: Das Unternehmen konnte in tech-

nisch interessantere und ertragreichere Märkte einsteigen. Zudem schuf es sich die Grundlage für den späteren Kauf der Schweisswerk Bülach AG.

Der Geilinger-Shed

Erste Entwicklungsarbeiten wurden im Bereich der Shedbauweise begonnen. Der hieraus hervorgegangene «Geilinger-Shed» zeichnete sich gegenüber anderen Konstruktionen dadurch aus, dass die Rinne als tragendes Element ausgebildet war. In weiteren Entwicklungsschritten konnte das gesamte Gebäude, von der Tragkonstruktion über die Wände, die Dach- und Fensterflächen, in allen Bauteilen und ihren Anschlüssen typisiert werden. Typisieren hiess in diesem Fall, einen Satz von Bauelementen zu entwickeln, mit dem sich bloss durch die Veränderung von Materialstärken und Abmessungen alle erdenklichen Hallengrössen und -formen zusammensetzen liessen.

Besonders in den 60er und frühen 70er Jahren waren Shedhallen bei der



rasch wachsenden Industrie sehr gefragt. Mit ihren grossen, meist gegen Norden gerichteten Fensterflächen waren sie besonders in Branchen beliebt, die auf helles Tageslicht angewiesen waren.

Mit der ersten Ölpreiskrise sank ab 1974 der Bedarf markant. Dies hatte verschiedene Gründe: Zum einen dämpfte die Rezession die Investitionsfreudigkeit, zum andren konnten

Shedbauten dem neuen Energiebewusstsein nur bedingt entsprechen, da sie hinsichtlich der Wärmedämmung eher ungünstiger als andere Industriebauten sind. Beim «Geilinger-Shed» entstanden besonders durch die tragende Rinne Kältebrücken, die nur mit einigem Aufwand zu beherrschen waren. Schliesslich hemmten die liberaleren Beleuchtungsvorschriften den Absatz von Shedbauten, weil sich die



Geilinger-Shed. Gut erkennbar die Rinne, die als tragendes Element dient

neuen Vorgaben auch mit Flachdachbauten erfüllen liessen. Später beschränkte sich das Shedgeschäft vor allem auf die Erweiterung oder Umnutzung schon bestehender Hallen.

Der Stahlpilz

Das eigentliche Paradebeispiel für den Erfolg der Geilinger-Forschung im Stahlbau sind die Stahlpilze. Um die Bedeutung dieses Produkts beur-

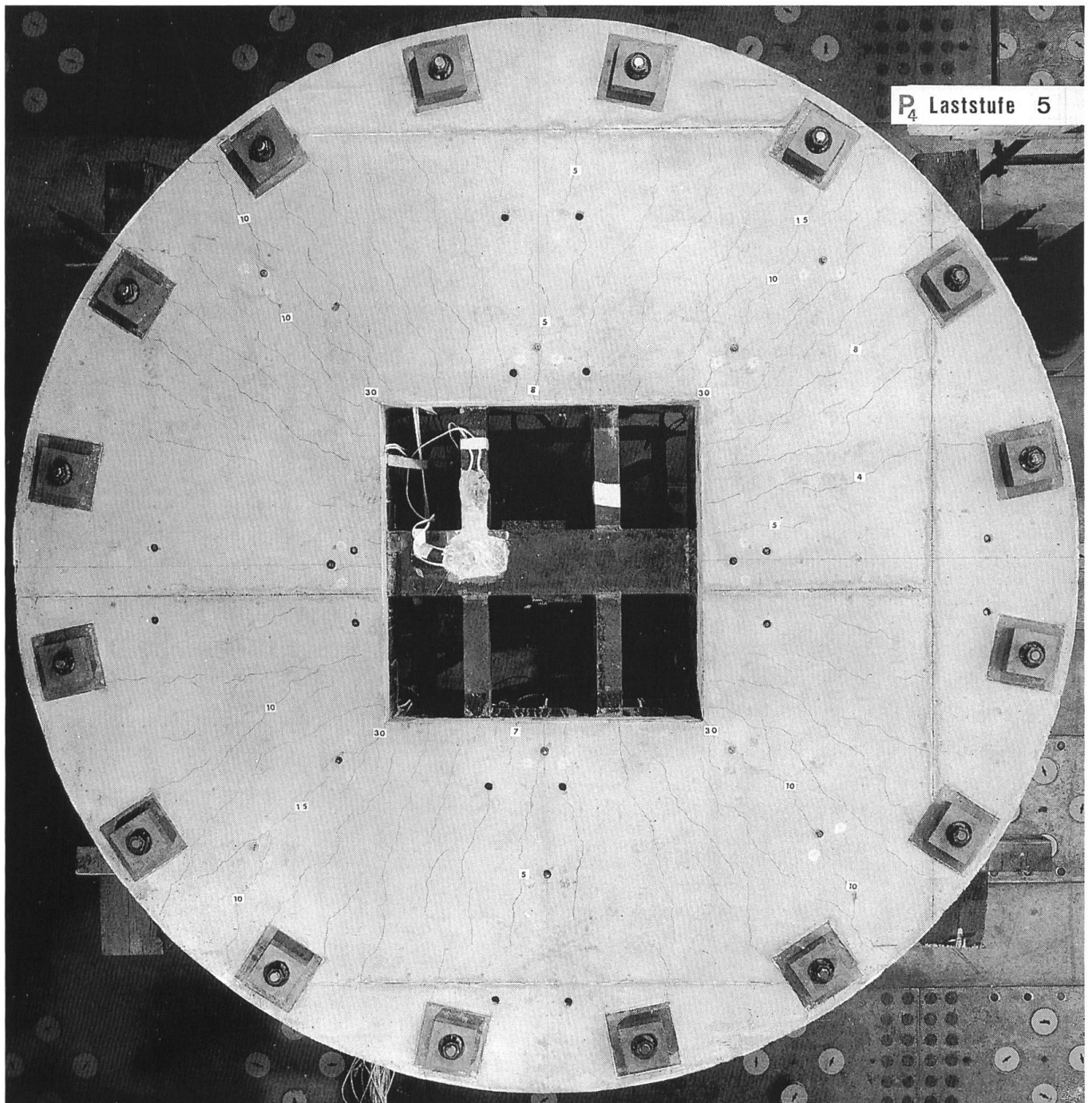
teilen zu können, lohnt sich ein kleiner Exkurs in die Hochbautechnik: Beim Bau von mehrgeschossigen Gebäuden mit Flachdecken gab es vor der Erfindung des Stahlpilzes ein Dilemma: Wollte man die Geschossfläche optimal nutzen, mussten schlanke Stützen, also Stahlstützen, verwendet werden. Schlanke Stützen führen aber zu hoher Belastung der Decke im Stützenbereich und damit zum Risiko des sogenannten Durchstanzens der Betondecke. Dieses Durchstanzproblem war bautechnisch schwierig zu beherrschen – stärkere Decken verbesserten wohl die Belastbarkeit, steigerten aber das Gewicht, spezielle Armierungen waren aufwendig zu verlegen und stiessen trotzdem bald an Grenzen.

Die Lösung brachte der Stahlpilz. Dies ist eine oben auf der Stahlstütze angeschweisste massive Erweiterung, die den Auflagebereich der Decke vergrössert. Dadurch verteilt sich die Last auf eine grössere Fläche, und die Gefahr des Durchstanzens lässt sich somit unabhängig vom Durchmesser der Stütze kontrollieren.

Die Grundlagen für das sichere und wirtschaftliche Dimensionieren dieser neuen Elemente mussten bei der Firma Geilinger aber erst erarbeitet werden. Da sich die Vorgänge beim Durchstanzen von Betondecken über weite Bereiche nur empirisch nachvollziehen lassen, waren Reihen von Belastungsversuchen mit verschiedenen Pilzen und Lasten notwendig. Dabei wurden bei jeder Last die entstehenden Risse gemessen und der Verlauf der Rissbildung ausgewertet. Zusammen mit den Berechnungsmodellen der beiden schwedischen Forscher Kinnunen und Nylander, die das Durchstanzproblem zu modellieren versucht hatten, konnten die Ingenieure von Geilinger zwischen 1965 und 1968 brauchbare Dimensionierungsvorschriften entwickeln.

*Der Geilinger-Stahlpilz.
Die Betondecke ruht
auf dem oberen recht-
eckigen Teil. Dadurch
vermindert sich der
Auflagedruck, und das
Durchstanzen der
Decke wird vermieden.*





Belastungsversuche bei der EMPA: Der Stahlpilz ist in der runden Betonprobe eingebaut. Eine Presse simuliert den Auflagedruck; die dabei entstehenden Risse werden aufgezeichnet und vermessen.

Ein System setzt sich durch

Es war also nicht bloss das Bauelement, das den Erfolg des Stahlpilzes ausmachte, sondern die Gesamtlösung inklusive Beratung der Anwender. Wie praktisch die Stahlpilze sind, zeigt ihr Erfolg: In den ersten zwei Jahren nach ihrer Einführung 1969 wurden bereits 140 Objekte damit gebaut.

In den folgenden Jahren setzte sich das System im Mehrgeschossbau durch, besonders bei Spital- und Verwaltungsbauten bis zu 20 Stockwerken. Mit dem ausgelösten Auftragsvo-

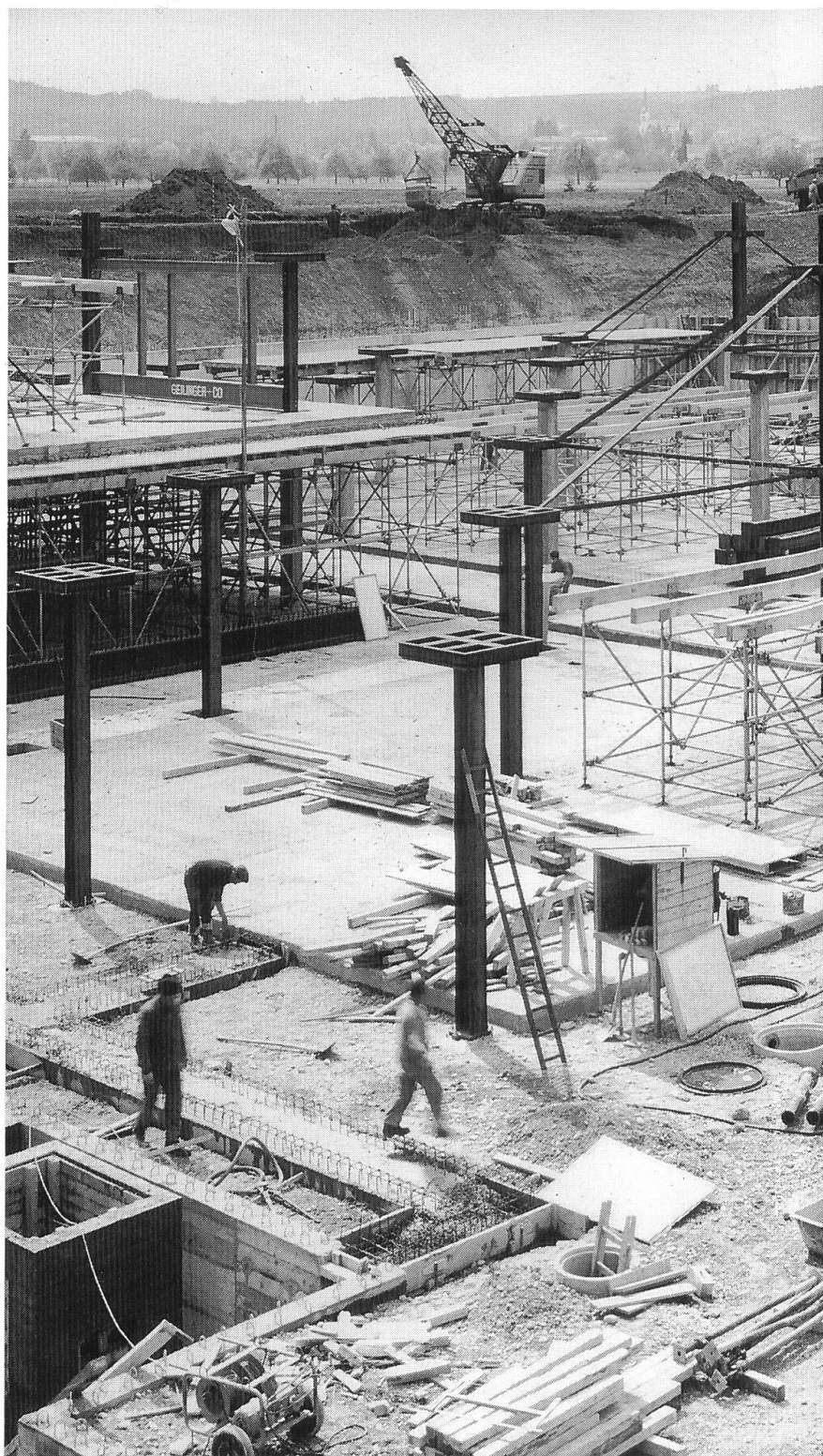
lumen trugen die Pilze wesentlich zur Auslastung der Stahlbaufabrikation bei.

Der Schwerpunkt für die Anwendung von Stahlpilzen lag von jeher in der Schweiz. Doch auch nach Deutschland, Österreich, Frankreich, Luxemburg, den Niederlanden oder etwa Finnland konnten Pilze exportiert oder in Lizenz vergeben werden. 1981 erhielten die Pilze in Deutschland die Zulassung. Dort konnten sie sich trotz starker Konkurrenz von anderen Systemen durchsetzen.

1983 ergänzte Geilinger das Angebot durch brandsichere Stützen aus Stahl mit Betonfüllung. Diese Stützen bestehen im Inneren aus einem massiven Stahlkern, der von einem Stahlmantel mit Hohlraum umgeben ist. Dieser Hohlraum wird auf der Baustelle mit Beton ausgegossen. Im Brandfall schützt der schlecht wärmeleitende Beton den tragenden Stahlkern vor Erhitzung. Mit solchen Stahlstützen liessen sich die Anforderungen des Brandschutzes erreichen, ohne dass eine äussere Dämmschicht aufgebracht werden musste. Dadurch bleiben die guten Oberflächeneigenschaften des Stahls erhalten – die Stützen sind ohne Nachbehandlung glatt, schlagfest und können mit kleinstem Aufwand in jeder beliebigen Farbe gestrichen werden.

Seine grösste Nachfrage hatte der Pilz in den achtziger Jahren, als besonders in der Region Genf Verwaltungsgebäude im doppelten Sinn des Wortes wie Pilze aus dem Boden schossen. Inzwischen erreicht das Produkt noch etwa zwei Drittel seiner Spitzenumsätze, die seinerzeit rund 12 Millionen Franken betrugen. Die Schweiz, zu Boomzeiten mit Abstand der grösste Markt, wurde von Deutschland beinahe eingeholt.

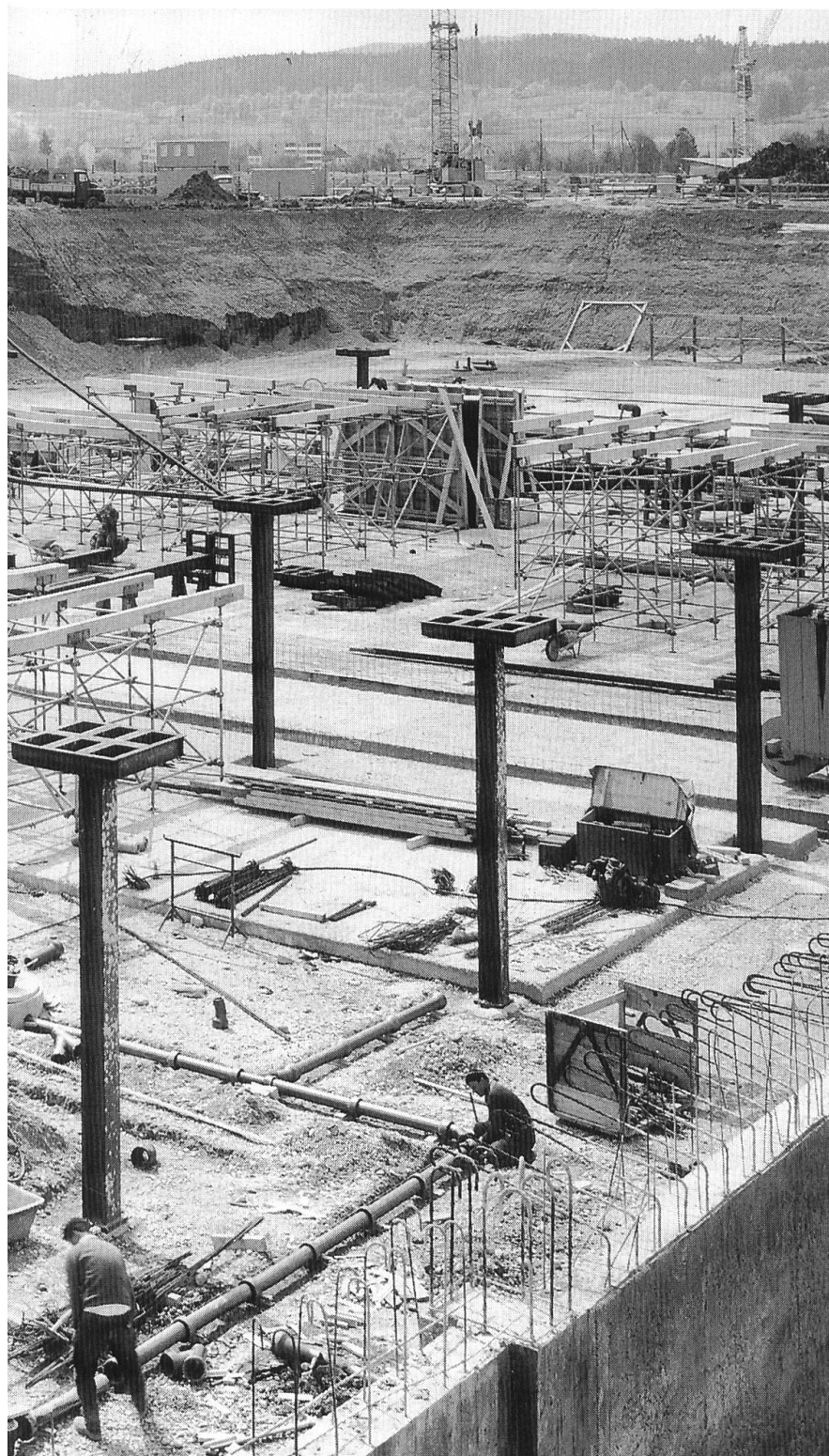
Insgesamt ruhen derzeit über zwei Millionen Quadratmeter Betondecken auf Stahlpilzen von Geilinger. Um den Pilz technisch auf der Höhe zu halten, hat ihn Geilinger überarbeitet und dem neuesten Stand des Ingenieurwissens angepasst. Seit 1990 wurden dazu neue Versuche durchgeführt, mit dem Ziel, die Pilze präziser und damit wirtschaftlicher auslegen zu können. Grundlage für die neuen Auslegungsmethoden waren die sogenannten plastischen Rechnungsmodelle, die es erlauben, die Materialeigenschaften des Stahls besser auszunützen. Gleichzeitig wurden die Auslegungsgrundsätze



den europäischen Gegebenheiten angepasst. Der rundumerneuerte Pilz kam im Lauf des Jahres 1994 unter der Bezeichnung «Europilz» auf den Markt.

Weitere Gebiete, auf denen Geilinger in der Nachkriegszeit neue Produkte entwickelt hat, sind: Blechbetondecken, Verbundträger mit Verbundbolzen, Wabenträger und Verbundwabenträger, dünnwandige Flach-

Stahlpilze in Reih und Glied, bereit, die Last der Betondecke zu tragen



dachelemente, Einspannungen für Stahlstützen. Seit 1979 spezialisierte sich die Firma Geilinger auf die Berechnung und die Herstellung von Stahlhochkaminen.

Die Generalunternehmung

Nach der Einschätzung von Ulrich Geilinger war das Unternehmen «bis Ende der 60er Jahre zweifellos eine technisch orientierte Firma, in der die

Produktion, und zwar vorwiegend in halbindustrieller Fertigungsweise, grosses Gewicht besass». Bis zur Übernahme des Schweisswerks Bülach sei firmenintern auch nicht daran gedacht worden, als Generalunternehmer aufzutreten oder anderweitig Dienstleistungen anzubieten. «Dies lag ausserhalb der Zielsetzung der damaligen Unternehmung und ihrer Inhaber.»

Mit dem Kauf der Schweisswerk Bülach AG änderte sich die Situation. Plötzlich war man im Besitz einer kleinen, gut rentierenden Generalunternehmung, die auf stahlbauintensive Industrieprojekte spezialisiert war. Die Generalunternehmung war aber in der damaligen produktionsorientierten Geilinger Stahlbau AG «eine Art Kuckucksei ... beinahe eine unerwünschte Beigabe», erinnert sich Ernst Schmid, der damalige Chef dieser neuen Abteilung, in einem Artikel für die Mitarbeiterzeitschrift 1991.

Warum unerwünscht? Damals fürchteten die Stahl- und Fassadenbauer ablehnende Reaktionen ihrer Kunden, der Architekten. Sie hätten sich von einem grossen Generalunternehmer konkurrenziert fühlen können. Dass die Firmenleitung «das Ei nicht einfach aus dem Nest warf, sondern den artfremden Vogel, welcher dem Ei entschlüpfte, hegte und pflegte», zeugt von unternehmerischer Weitsicht. Binnen weniger Jahre entstand daraus das führende schweizerische Totalunternehmen für Industriebau mit eigener Planung und Projektierung.

Bis etwa Mitte der 70er Jahre spezialisierte sich Geilinger auf Industriebauten und besonders auf Verteilzentren mit eigener Logistikplanung. Dann trat das Bearbeiten von grossen Exportaufträgen in den Vordergrund. Nachdem ab den frühen 80er Jahren die Bedeutung der Exporte sank, wa-

ren es die Promotionsgeschäfte, die die Generalunternehmung beschäftigten.

Engineering wird ausgebaut

Das Engineering für Industrie- und Lagerbau nahm seinen Anfang 1972 mit dem Auftrag für ein Zollfreilager in Embrach, Kanton Zürich. Der Weg bis zur Struktur mit den Bereichen Energie- und Umwelttechnik, Logistik, Informatik, Betriebs- und Strategieberatung «war lang, voller Umwege und Enttäuschungen – und anfänglich sehr kostspielig», fasst Ulrich Geilinger zusammen. Doch unterdessen war die Saat aufgegangen: Das Engineering war intern zu einer Paradeabteilung geworden – es wurde als «Speerspitze» der Generalunternehmung gerühmt und als «Braintrust im integralen Planen und Bauen». In den 90er Jahren erzielte das Leistungsdepartement mit 200 Mitarbeitern Umsätze von «weit über 200 Millionen Franken», so Ulrich Geilinger. Die Generalunternehmung erreichte damit 60 Prozent Anteil am Umsatz des Unternehmens. Die internen Lieferungen der Produktionsdepartemente lagen zwischen 15 und 25 Prozent des gesamten Umsatzes.

Integrales Bauen

Seit 1975 – damals noch für den Export – betrieb die Firma das, was sie integrales Planen und Bauen nannte. Ab 1988 wurde dies zur Maxime erhoben. Ulrich Geilinger definiert integrales Bauen so: «Dabei geht es um das integrierte Zusammenwirken von Beratung, Engineering, Bau- und Ausführungsplanung sämtlicher an einem Projekt beteiligter Geilinger-Departemente und wichtiger Unterlieferanten. Mit dieser Integration kann dem Kunden eine optimale Problemlösung angeboten und auch eine kostengünstige, qualitativ einwandfreie und terminge-

rechte Projektausführung garantiert werden.» Möglichst von Beginn an sollten alle beteiligten Branchen von Geilinger und deren externe Unterlieferanten eng zusammenarbeiten.

Um bei diesem Vorgehen die Kontrolle über möglichst viele Bereiche zu haben, muss auf ein herkömmliches Ausschreibungsverfahren verzichtet werden. Dies wiederum kollidiert mit den Ausschreibungsvorschriften der meisten öffentlichen Auftraggeber, die eine strikte Trennung von Planung und Ausführung fordern. Insofern sind die Vorteile des integralen Bauens noch nicht von allen Beteiligten erkannt worden.

Auch die kleinen Kunden nicht vernachlässigen

Neben all den grossen Vorhaben im Generalbau und Engineering blieb Geilinger trotz allem als Unternehmen lokal verwurzelt. Noch bis 1987 wurde in der Winterthurer Altstadt eine «Expressschlosserei» betrieben. Dort wurde neben der Fabrikation spezieller Werkstücke auch die Reparatur von Haushaltsgeräten oder Gartentoren gepflegt; dort konnte Hilfe finden, wer seine Haustür öffnen lassen musste, weil der Schlüssel abhanden gekommen war. In dieser kleinen Dependence wurden im übrigen Mitte der 60er Jahre auch die letzten geschmiedeten Gartentore von Geilinger gefertigt. Damit ging ein mehr als hundertjähriger Produktezyklus des Unternehmens zu Ende.

Soziale Innovationen

Die fortschrittliche Grundhaltung in der Mitarbeiterführung, die bereits in der zweiten und dritten Generation zu sehen ist, führte in der vierten Generation zu erstaunlichen Errungenschaften. Eduard Geilinger hatte 1943 mit dem Beitritt des Unternehmens zum Arbeitgeberverband Schweizeri-



Querschnittstagung im Tagungszentrum «Bolder». Peter Geilinger referiert vor den Mitarbeitern.

scher Maschinen- und Metallindustrieller (ASM) und zum Friedensabkommen den Weg für die künftigen Entwicklungen abgesteckt; er hatte erkannt, dass sich das Verhältnis zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern seit dem Zweiten Weltkrieg von Konfrontation zu Kooperation gewandelt hatte. Später kam als Motor für die innovative Personalpolitik auch die zunehmende Dezentralisierung des Unternehmens hinzu. Dies rief nach gut ausgebildeten, motivierten und vor allem selbständigen Mitarbeitern, auf die man sich verlassen konnte.

1948 bereits wurde die erste Betriebskommission gewählt. 1959 führten die Firmeninhaber die jährlich wiederkehrende «Querschnittstagung» im Tagungs- und Studienzentrum Bol-

dern oberhalb Männedorfs ein. Dort sollte «anhand von Vorträgen, offenen Aussprachen, Anregungen, Diskussionen und Kritiken» versucht werden, «das Verständnis für wirtschaftliche und betriebliche Zusammenhänge zu fördern und die Probleme des menschlichen Zusammenlebens im Betrieb zu klären».

An der ersten Tagung informierte Werner Geilinger die Belegschaft über die wirtschaftliche Situation des Unternehmens – es wurde ein regelrechter Geschäftsbericht daraus. Dies tat er in einer für jene Zeit bemerkenswert gründlichen Art: Er berichtete nicht nur über relativ harmlose Werte wie Bestellungseingang, Umsatz, Investitionen, sondern nannte erstmals auch den Bruttoertrag des Unternehmens.

Dies bedeutete nichts weniger, als dass die Firmeninhaber ihre Einkommen offenlegten – das Unternehmen war damals noch eine Kommanditgesellschaft mit nur zwei voll haftenden Gesellschaftern. Diese Offenheit schätzten wohl die Mitarbeiter sehr, die anderen Unternehmer hingegen gar nicht. Man hatte Angst, das Vorpellen von Geilinger könnte die eigenen Kreise stören.

Betriebswirtschaftliche Weiterbildung

Die Firmeninhaber liessen es aber nicht bei der Präsentation von sensiblen Zahlen bewenden – sie wollten, dass die Fakten auch verstanden wurden. Deshalb betrieb man an den Querschnittstagungen regelmässig betriebswirtschaftliche Weiterbildung mit der Belegschaft. So wurden beispielsweise an der Tagung von 1960 Begriffe wie Umsatz, Investition, Amortisation oder Ertrag erläutert – alles betriebswirtschaftliche Grössen, über deren Bedeutung Anfang der 60er Jahre erst wenige Bescheid wussten.

An den Tagungen wurden immer wieder Ideen und Konzepte für die betriebliche Zusammenarbeit entwickelt, die sich unter realen Bedingungen umsetzen liessen. Es kamen verschiedene unternehmensbezogene Themen zur Sprache wie: Verantwortung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern, Information im Unternehmen, Gleichstellung von Arbeitern und Angestellten, Mitarbeiterbeteiligung, Mitsprache. Aber auch allgemeine Fragen zur Religion, zur Aussenhandelspolitik, oder etwa zu «Entwicklung und Wandel des Sozialismus», hatten Platz. Obwohl die Tagungen jeweils an einem Samstag im Herbst stattfanden, opferten doch meist vierzig bis sechzig Prozent der Belegschaft einen freien Tag.

Das Hilfswerk

Eine ungewöhnliche Einrichtung war das 1961 gegründete paritätische Hilfswerk, das immer wieder gemeinnützige Institutionen durch namhafte Beträge unterstützt hat. Das Geld dafür wurde indessen nicht gesammelt, sondern durch Leisten von Überstunden erarbeitet. Das ging so: Ein Ausschuss des Hilfswerks wählte ein geeignetes Projekt aus. Die Arbeitnehmer konnten durch Leisten von Überstunden einen entsprechenden Betrag erarbeiten. Das Unternehmen verdoppelte den Gegenwert der geleisteten Überstunden und stellte das Geld für die gewählten Projekte zur Verfügung.

Auf diese Weise konnte bisher in vielen verschiedenen Bereichen geholfen werden: von der Finanzierung eines Garderobenpavillons im Kinderdorf Pestalozzi über das Einrichten einer Küche für ein Missionsspital im ehemaligen Rhodesien (heute Simbabwe) bis zu Beiträgen an einen Invalidenbus. Für das Hilfswerk wurden zwischen 1961 und 1994 rund 350 000 Franken aufgewendet – die Mitarbeiter trugen 160 000 Franken dazu bei.

Ein Nachteil der eigenwilligen Form des Geilinger-Hilfswerks sei allerdings nicht verschwiegen: In der Rezession, wenn der Bedarf an finanzieller Unterstützung besonders hoch war, liessen sich wegen des geringen Bedarfs an Überstunden nur wenig Mittel erarbeiten. Dies wurde dadurch gemildert, dass Überschüsse aus besseren Zeiten jeweils aufgestockt wurden – zumindest die ärgsten Schwankungen liessen sich so etwas ausgleichen.

Monatslohn für Arbeiter

1962 führte Geilinger für Arbeiter mit mindestens 15 Dienstjahren den Monatslohn ein. Damit wurde ein Teil des Produktionspersonals, das bisher im Stundenlohn gearbeitet hatte, dem



Invalidenbus - eines der vielen Projekte, das vom Geilinger-Hilfswerk unterstützt wurde

Büropersonal gleichgestellt. Konkret brachte der Monatslohn den Betroffenen Vorteile bei Krankheit oder Unfall, auch in der Altersvorsorge wurden sie bessergestellt. Das Unternehmen profitierte insofern, als die gelegentlich vorkommenden Manipulationen bei der Akkordabrechnung entfielen.

Wie revolutionär diese Neuerung war, zeigt, dass zu jener Zeit ausser Geilinger nur noch die Firma Mikron in Biel eine ähnliche Regelung kannte. Jedenfalls widersprach der Monatslohn für Produktionspersonal den Regeln des Industrieverbands ASM.

Mikron, deren Vorgehen bald publik wurde, bekam prompt Probleme mit dem Verband. Die Bieler Firma wurde massiv unter Druck gesetzt, die neue Regelung wieder rückgängig zu machen. Als dies nichts fruchtete, habe der Vorstand Mikron «aus dem Verband hinauskomplimentiert», wie es Peter Geilinger ausdrückt. Die

ASM-Mitgliedfirmen fürchteten offenbar die Begehrlichkeiten, die durch das Vorprellen eines Betriebs in dieser Sache hätten ausgelöst werden können.

Für Geilinger war der Fall Mikron ein Grund zur Verschwiegenheit. So konnte das Unternehmen die neue Regelung einige Zeit unbehelligt weiterführen – notabene mit Wissen der Gewerkschaft. «Die Situation war grotesk», erinnert sich Peter Geilinger. Während etwa zweier Jahre sah sich die Unternehmensleitung gezwungen, an der vom ASM jährlich erhobenen Lohnstatistik zu drehen. Um sich dem Zorn des Verbands zu entziehen, wurden die Arbeiter im Monatslohn kurzerhand nicht deklariert.

Dies ging gut, bis – Ironie des Schicksals! – die Firmenleitung vom ASM den Auftrag erhielt, an einer Unternehmertagung ein Referat zum Thema «Fortschrittliche Entlohnungsmethoden» zu halten. Das Referat

fürhte zum Eklat, und nun bekam auch Geilinger den langen Arm des ASM zu spüren. Letztlich wurde jedoch auf Sanktionen verzichtet, und die Winterthurer konnten ihre Regelung beibehalten.

Aus heutiger Sicht kann man davon ausgehen, dass Geilinger und Mikron die Gleichstellung von Arbeitern und Angestellten in der Schweizer Industrie ins Rollen gebracht haben.

Beteiligungsgesellschaft

1964 gründeten die Firmeninhaber die Beteiligungsgesellschaft für Mitarbeiter. Ein erstes Konzept für diese Einrichtung wurde auf der Boldern-Tagung von 1963 vorgestellt und diskutiert. Nur ein Jahr später konnte die Beteiligungsgesellschaft gegründet werden. Den Gesellschaftsvertrag hatte im übrigen der Jurist und Altbundesrat Rudolf Friedrich mitgestaltet.

Die Beteiligungsgesellschaft wurde als eine Art Fonds betrieben, in dem die Mitarbeiter Geld anlegen konnten. Angelegtes Geld stand dem Unternehmen als langfristiges Fremdkapital zur Verfügung. Dabei waren die Gelder hypothekarisch abgesichert und wurden zu einem Satz verzinst, der ein Viertel Prozent über dem der Industriebank lag. Zu dieser Grundverzinsung kam noch eine zusätzliche Vergütung, die vom wirtschaftlichen Erfolg des Unternehmens abhing.

Dem Personal war diese Möglichkeit der Geldanlage willkommen. Bereits fünf Jahre nach der Gründung der Beteiligungsgesellschaft waren von rund 150 Gesellschaftern knapp 400 000 Franken auf diese Weise beim eigenen Arbeitgeber angelegt worden. Im Jahr 1995 waren es 2,3 Millionen von 315 Mitarbeitern. Die Zinssätze bewegten sich in dieser Zeit zwischen 5,75 und 14,75 Prozent.

Mitarbeiterzeitschrift

Eine weitere Innovation im Bereich der Personalpolitik war die Gründung der Mitarbeiterzeitschrift 1966. Innovativ an der neuen Mitarbeiterzeitschrift war nicht der Zeitpunkt ihrer Einführung – Sulzer hatte die ihre bereits 1919 erstmals herausgegeben. Erstaunlich ist vielmehr, dass ein Unternehmen mit rund 350 Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen dreimal im Jahr ein gut gemachtes, thematisch erstaunlich weit gefasstes und recht umfangreiches Organ herausbrachte. Zum Vergleich: Sulzers Belegschaft zählte beim Einführen ihrer Mitarbeiterzeitschrift bereits 4000 Köpfe.

Anhand des Titels der Zeitschrift kann die Entwicklung der Firma recht gut verfolgt werden. Bis 1969 hiess sie «GC-Blätter», dann, 1970 nach dem Kauf des Schweisswerks Bülach, «GC-SWB-Blätter». 1971 wurde sie kurz «Geilinger-Blätter» genannt und ab 1976, nach dem Bau des Werks Yvondand, hiess sie «Journal-Geilinger-Blätter». Mit dem neuen Konzept 1989 erhielt sie den Namen «Intern/e Geilinger».

Beim Durchblättern der Jahrgänge stösst man auf technische, soziale und gesellschaftliche Themen. Verglichen mit den Erzeugnissen anderer Unternehmen, hatten die Rubriken für Dienstjubiläen, für Pensionierte, für Lehrlinge, für Firmen- und Sportanlässe auffallend viel Gewicht. Die Belegschaft wurde in jeder Ausgabe aus erster Hand über die Auftragslage informiert. Stets bot die Zeitschrift Raum für eigene Meinungen. Naturgemäss nutzte das Kader rege die Möglichkeit, persönliche und firmenbezogene Hintergründe für Entscheide zu erläutern.

Die Mitarbeiterzeitschrift war indessen nur Teil eines umfassenden Informationskonzepts. Bereits Anfang der 70er Jahre verfügte das Unternehmen

über ein vorbildliches Instrumentarium der Information. Je nach Bedarf standen verschiedene Kanäle zur Verfügung: Mitarbeiterzeitschrift, Quartalsinformation, die jährliche Querschnittstagung, die Mitarbeiterdokumentation, Anschlagbretter, Protokolle von verschiedenen Arbeitsgruppen, offizielle schriftliche und mündliche Mitteilungen.

Mitsprache und Mitbestimmung

1965 wurde erstmals ein Rahmen für die Mitsprache im Unternehmen erarbeitet. Schon 1970 mündete dies in das erste Mitwirkungsmodell – eine erstaunliche Leistung, wenn man sich in Erinnerung ruft, wie sich heute noch namhafte Schweizer Firmen gegen jegliche Mitwirkung und Mitsprache des Personals wehren.

Nicht dass die vierte Generation Geilinger der von den Gewerkschaften damals geforderten gesetzlichen Regelung der Mitbestimmung das Wort geredet hätte. Bei Geilinger wurde Mitwirkung als das Resultat eines langen, aber konsequent zu gehenden Weges in der Zusammenarbeit von Arbeitgebern und Arbeitnehmern verstanden. Man darf der Firmenleitung getrost glauben, wenn sie 1971 im Papier «Unsere Unternehmungspolitik» schrieb: «Aus der zielbewusst geförderten integrierten Zusammenarbeit und der breit angelegten innerbetrieblichen Information soll sich eine sinnvolle Handhabung von Mitsprache und Mitbestimmung einspielen. Bereitschaft zur aktiven Mitverantwortung und gegenseitiges Vertrauen sollen als feststellbares Ergebnis dieser Bemühungen in allen Bereichen der Unternehmung spürbar werden.»

Weitere Errungenschaften der Personalpolitik sollen hier nur stichwortartig erwähnt werden: Nach der ersten Ölkrise Anfang der 70er Jahre konnten die grössten Folgen der Rezession

durch ein internes Solidaritätsprogramm aufgefangen werden. 1986 wurde eine erfolgsabhängige Lohnkomponente eingeführt, seit 1987 wurden Aktien an das Direktionskader ausgegeben, 1988 kam die flexible Arbeitszeit.

Als treibende Kraft hinter dem ständigen Feilen an der Personal- und Sozialpolitik stand nicht bloss die Experimentierfreudigkeit der Firmeninhaber; vielmehr manifestierte sich über die Generationen ein ständiger Wille, der Arbeitswelt zu mehr Menschlichkeit zu verhelfen. Dies zeigte sich auch im Leitbild von 1990: «Als Grundlage unserer Arbeit», ist dort zu lesen, «anerkennen wir übergeordnete Wertvorstellungen, die über die materiellen Zielsetzungen der Unternehmung hinausgehen ... Dabei wollen wir im Rahmen unserer Tätigkeit die freie Entfaltungsmöglichkeit der Mitarbeiter in einer menschenwürdigen Ordnung gewährleisten und fördern.»

Schlusswort

Lässt man die Geschichte der Firma Geilinger als Ganzes Revue passieren, so fallen einige Besonderheiten auf. Zuerst einmal kann man das Unternehmen wohl guten Gewissens als «Langsamstarter» bezeichnen. In der ersten Generation sind weder technische noch unternehmerische Höchstleistungen zu finden. Geboten wurde traditionelles, seriöses Handwerk. Die Pionierrolle Abraham Geilingers beschränkte sich auf die Gründung und Erhaltung des Unternehmens.

Auch in der zweiten Generation finden wir nur wenig, was über den Standard der damaligen Zeit herausragte. Gottlieb Geilingers unternehmerische Leistung war der Übergang zur mechanischen Bauschlosserei. Er vermochte die Schlosserei seines Vaters zu konsolidieren und seinem Sohn Eduard eine gute Ausgangslage zu verschaffen. Sein Engagement für die Unterstützung von Lehrlingen lässt bereits die Stossrichtung der Mitarbeiterpolitik späterer Generationen erahnen.

Eduard Geilinger war am ehesten das, was wir einen Pionier nennen. Er führte neue Methoden im Stahlbau ein, war europaweit einer der ersten, der sich seriös des Brandschutzes im Stahlbau annahm. Unter seiner Regie gedieh der gewerbliche Betrieb zum Industrieunternehmen. Dabei hatte es Eduard Geilinger nicht leicht: Zweimal musste er das Unternehmen durch Weltkriege lenken.

Doch ebenso beeindruckend wie seine technischen und unternehmerischen Leistungen sind seine menschlichen Beiträge: Er führte den partnerschaftlichen Führungsstil ein, zu einer

Zeit, als es dieses Schlagwort vermutlich noch gar nicht gab. Seine ethischen Grundsätze in Politik und Geschäft wirken noch aus heutiger Sicht avantgardistisch. Und vor allem: es gelang ihm, seinen Söhnen ein vorzüglich ausgebildetes soziales Sensorium mit auf den Weg zu geben.

Auf dieser Grundlage entwickelte das Unternehmen in der vierten Generation eine ungeahnte Dynamik. Eduards Söhne Peter, Werner und später Ulrich Geilinger verwandelten das Unternehmen binnen rund dreier Jahrzehnte in ein modernes Produktions- und Dienstleistungsunternehmen mit effizienter Forschung und Entwicklung. Dabei profitierten sie von einem wirtschaftlich günstigen Umfeld. Viele grosse technische Leistungen des Unternehmens fallen in diese Zeit – aber ebenso produktiv war die vierte Generation im sozialen und personalpolitischen Bereich.

Die fünfte Generation ihrerseits startete mit Handicap: Kurz nach ihrem Einstieg Ende der 80er Jahre fiel die Bauwirtschaft in eine tiefe Rezession. Dass diese auch an der Geilinger AG nicht spurlos vorbeiging, zeigt die Schliessung des Werks Elgg auf Ende 1995.

Beim Abschluss des Manuskriptes (Ende 1995) zeichnen sich zudem Entwicklungen ab, die das Überleben aller Tätigkeitssparten des Unternehmens in einem nochmals einschneidend veränderten Umfeld ernsthaft in Frage stellen dürften. Dies ändert jedoch nichts an den Leistungen von drei Generationen Geilinger, die unter den Schweizer Pionieren der Wirtschaft und Technik einen Platz verdienen.

Chronik

- 1845 Abraham Geilinger (1820–1880), Schlossermeister, gründet sein Unternehmen im «Königstor» (Produkte: geschmiedete Gitter, Waagen, Portale, Treppengeländer)
- 1880 Gottlieb Geilinger (1853–1927), Schlossermeister, übernimmt den Betrieb; Kauf des Nachbarhauses, 10 Mitarbeiter
- 1891 Neubau des Geschäftshauses Technikum-/Lagerhausstrasse
- 1904 Neue Werkstatt, 20 Mitarbeiter (Produkte: Eisentüren und -fenster, Gaskochherde)
- 1910 Eduard Geilinger (1885–1955), Bauingenieur, bildet mit dem Vater die Kollektivgesellschaft Geilinger & Co., Konstruktionshalle für Stahlbau (Produkte: Zugscheiben für Schiessanlagen, grosse Schaufenster)
- 1914 Patent für gebäudetragendes Hochregallager (im Ersten Weltkrieg vermehrt Aufträge für die Industrie), 40 Mitarbeiter
- 1918 Stahlskelettbauten für die Industrie
- 1929 Betriebsverlegung in die neuen Stahlbau- und Schlossereiwerkstätten in Winterthur-Grüze, 100 Mitarbeiter
- 1940 Werner Geilinger, dipl. Bauing. ETH, wird Betriebsleiter
- 1948 Eintritt von Peter Geilinger, Masch. Ing. HTL, 120 Mitarbeiter, Wahl der ersten Betriebskommission
- 1950 Aluminiumfenster und -fassaden, grosse Torbauten; erste Forschungsarbeiten für den Stahlbau-Brandschutz
- 1955 Nach dem Tod des Vaters führen Werner und Peter Geilinger die Firma als Kommanditgesellschaft mit ihren Brüdern weiter
- 1957 Fabrikausbausystem mit patentierten Shed-Dächern
- 1959 Holz-Aluminiumfenster nach eigenem System; erste Mitarbeitertagung mit Information über Jahresabschluss
- 1960 Eigene Forschungs- und Entwicklungsabteilung: wegweisende Entwicklungen im Stahlbau und Brandschutz; erste Durchlaufstrahlanlage der Schweiz für Stahlträger
- 1961 Wahl der ersten Bürokommision, paritätisches Geilinger-Hilfswerk; erste Entlohnung von Arbeitern im Monatslohn
- 1963 Flachdeckensystem mit patentierten Geilinger-Stahlpilzen
- 1964 Beteiligungsgesellschaft für Mitarbeiter; 330 Mitarbeiter in Winterthur und Zweigbetrieben
- 1968 Kauf der Schweisswerk Bülach AG mit Stahl-, Apparate-, Generalbau, Geilinger wird Nr. 1 im schweizerischen Stahlbau, 560 Mitarbeiter
- 1969 Ulrich Geilinger, Dr. iur. (4. Generation), wird Teilhaber der Firma; erster Einsatz des Computers in der Stahlbaustatik
- 1970 Mitwirkungsmodell für die Mitarbeiter aller Stufen; Ausbau von Planung und Generalbau, nun in Winterthur
- 1971 Neubau Werk Elgg für Normelemente
- 1972 Gleiche Anstellungsbedingungen für Büro und Betrieb; erster Auftrag für Verteilzentrum mit eigener Systemplanung

- 1974 Geilinger & Co. wird eine Familienaktiengesellschaft. Bau des Stahlbauwerks Yvonand (VD)
- 1976 Eintritt von Diethelm Geilinger, lic. oec.
- 1980 Erstes Leitbild des Unternehmens
- 1982 Höchster Personalbestand: 886 Mitarbeiter
- 1984 HIT-Fenster und -Fassadensystem am ersten eigenen Promotionsobjekt des Generalbaus im Markt eingeführt
- 1985 Eintritt von Franz J. Albrecht-Geilinger, Dr. oec.
- 1986 Regionalisierung der Generalunternehmung durch Zweigniederlassungen; Gründung Geilinger GmbH in Neuhausen-Stuttgart, D
- 1988 Diethelm Geilinger und Franz J. Albrecht-Geilinger übernehmen die Kapitalmehrheit der Geilinger AG
- 1989 Vermehrte Promotionsgeschäfte und integraler Industriebau; Entscheid zur Konzentration der Stahlbaufertigung in Yvonand
- 1991 Stilllegung und Verkauf des Werks Bülach
- 1993 Geilinger wird Marktführer für Türzargen in der Schweiz. Ausdehnung von Generalbau und Engineering nach Ostdeutschland
- 1995 Stilllegung des Werks Elgg



11000 m² HIT-Fassade am Gateway Station Tower, Vancouver, die vom kanadischen Lizenznehmer realisiert wurde

Anhang

Ungedruckte Quellen

- Administrativer und technischer Bericht über die zweite allgemeine schweizerische Industrie- und Gewerbeausstellung in Bern 1848. Handschriftlicher Bericht.
- Geilinger Eduard: Entwurf für die Jubiläumsbroschüre zum 100jährigen Bestehen der Firma. 1946, unveröffentlicht.
- Geilinger Eduard: Pfadfinder. Vortrag, gehalten vor dem Rotaryclub (Winterthur?), November 1932.
- Geilinger Gottlieb: Meinen Söhnen und Enkeln. Erinnerungen, April 1925, unveröffentlicht.
- Geilinger Ulrich: Ansprache an der Generalversammlung vom 16. Mai 1991.
- Geilinger Ulrich: Die Winterthurer Geilinger und die Familienfirma Geilinger AG. Vortrag vor der Genealogisch-Heraldischen Gesellschaft Zürich, 3. November 1992.
- Geilinger Ulrich: Geilinger in der 4. Generation. Internes Papier, August 1988, unveröffentlicht.
- Leuthold J.: Recherche über Abraham Geilinger im Stadtarchiv Winterthur, 15. August 1945, unveröffentlicht.
- Michel Regula: Dokumentation Gewerbemuseum. Winterthur 1990, unveröffentlicht.
- Nachruf auf Eduard Geilinger: Alfred Läuchli, Rektor an der Kantonsschule Winterthur. Januar 1955.

Gedruckte Quellen

- Bütikofer Alfred: Bauen in Winterthur (1859–1984). Winterthur 1984.
- «Der Landbote», Jahrgang 1879 und 1885.
- Ganz Werner: Geschichte der Stadt Winterthur vom Durchbruch der Helvetik 1798 bis zur Stadtvereinigung 1922. Winterthur 1979.
- Geilinger im Wandel der Zeit. Jubiläumsschrift zum 125jährigen Bestehen der Firma Geilinger. Winterthur 1972.
- Häberle Alfred: 100 Jahre Gewerbeverband Winterthur und Umgebung 1874–1974. 304. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur. Winterthur 1974.
- Koch Julius: Technologie der Schlosserei. Leipzig 1899.
- Mitarbeiterzeitschrift der Firma Geilinger. Jahrgänge 1966 bis 1995.
- Paulinyi Akos: Das Puddeln. München 1987.
- Troll Johann Conrad: Geschichte der Stadt Winterthur in acht Teilen. Band 8. Winterthur 1848.
- «Winterthurer Wochenblatt», Jahrgänge 1845 und 1846.
- Witzig Paul: Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte der Stadt Winterthur im 19. Jahrhundert. Zürcher Dissertation 1929.

Bildernachweis

Stadtbibliothek Winterthur (Seiten 9 und 35),
Musikkollegium Winterthur (Seite 60),
R. Oldenbourg Verlag, München (Seite 12),
alle übrigen Bilder stammen von Geilinger AG, Winterthur.

Dank

Allen, die mich bei meiner Arbeit unterstützt haben, sei hier gedankt. Besonders wertvoll war mir die Hilfe der Herren Diethelm, Peter, Ulrich und Werner Geilinger, von Maya Hitz, Fritz Hobi, Konrad Huber, Anna Lagetto und Gottfried Winiger.

Adresse des Autors

René Mosbacher
Pfaffenwiesenstrasse 115
8404 Winterthur